S
179
-14-

Stettinische Bibliothek.

Bibliothek
der
Romane.

Vierzehnter Band.

Riga 1787.
bey Joh. Friedrich Hartknoch.

I.

Ritter-Romane.

Ritter Löwennel: eine Episode aus dem alten Ritter-Roman des Perceforest.

— — — Löwennel war, nach der Niederlage der Griechen, bedacht, Königsstadt wieder aufzubauen, das von ihnen zerstört worden war. Er legte so viel Arbeiter an, daß in weniger denn einem Jahre diese Stadt aus ihren Trümmern weit größer und schöner emporstieg. Die alten Einwohner hatten sich der Waffen der Griechen bemächtigt, und fiengen an, Geschmack am Krieg zu finden; verschiedene von ihnen wurden wackere Ritter. Ihr Beyspiel entzündete in den Herzen ihrer Söhne gleiche Liebe und Durst nach Ruhm. Der junge Troylus, der Bruder der schönen Priande, war einer von denen, welche sich in den verschiedenen Tournieren auszeichneten, die bey Gelegenheit der Einweihung von Königsstadt gegeben wurden. Er verdiente es, von Löwennel zum Ritter geschlagen zu werden, und wurde sein Waffengefährte.

 Bey

Bey der Niederlage der Griechen, als sie sich in Unordnung an Bord ihrer Schiffe flüchteten, war einer von ihren Steuermännern, mit Wunden bedeckt, auf dem Gestade liegen geblieben. Man verzweifelte an seinem Leben. Löwennel befahl für ihn zu sorgen, und es gelang den Aerzten, seine Wunden zu heilen. Dieser Grieche, Namens Nabin, war sehr erfahren in der Schiffskunst: aus Dankbarkeit widmete er sich ganz seinem Wohlthäter, und dieser wies ihm einige Ländereyen am Ufer des Meeres an, und trug ihm auf, verschiedene Schiffe zu bauen, die stets bereit seyn sollten, auf den ersten Befehl unter Seegel zu gehn. Da Königsstadt ziemlich nah an dem Ort gelegen war, wo Nabin seinen Aufenthalt genommen hatte, so lernten die Einwohner von ihm die Schiffahrt, und von dieser Epoche datirt sich also der Anfang des Seewesens der Britten und der Ruhm her, den sie dadurch in der Folge erlangt haben.

Unser Held sah, daß Ruh' und Frieden in Schottland herrschten, und nachdem er für die neue Stadt weise Gesetze gegeben, und zu ihrem Statthalter, in seiner Abwesenheit, den braven Claudius von Carleier ernannt hatte: so beschloß er auf die Entdeckung des berühmten Freyschlosses auszugehn, wo die Feen-Königin ihren

ihren Gemahl Gadiffer vor aller Augen, seit der schrecklichen Wunde, verborgen hielt, die ein wildes Schwein diesem Fürsten auf der Jagd versetzt hatte. Die Königin hatte bekannt gemacht, daß seine Genesung bloß von dem langen Aufenthalt abhienge, den er in diesem Schloß machen würde, von dem man nichts weiter wußte, als daß es in dem Wunderwald gelegen sey; bis jetzt waren aber alle Nachforschungen der schottischen Ritter vergebens gewesen. Löwennel machte sich in Begleitung seines Schildknappens Clamides auf den Weg in diesen Wald. Nach einem ziemlich langen Ritt, stieß er auf einen Brunnen, von dichtbelaubten Bäumen umringt, die, wenn die Sonne am höchsten stand, hier eine angenehme Kühle unterhielten. Zwey verschleyerte Damen ruhten hier aus; allein er konnte nicht das geringste von ihren Zügen erkennen. Die eine kam ihm bloß nach ihrem majestätischen Wuchs, und ernstem, edlem Anstand, als eine Dame von vornehmer Abkunft vor. Er betrachtet sie aufmerksam, als ein Seitenblick auf den Brunnen, ihm drey junge Schönen entdecken ließ, die sich darinn badeten. Schöner schildert man uns nicht die Nymphen aus Dianens, oder Cytherens Gefolge. Eine darunter schien dem Löwennel die beyden andern zu übertreffen,

und auf sie allein waren nun seine Augen geheftet. In der Ueberzeugung, daß er nicht bemerkt werden könne, schlich er sich leise durchs Gebüsch, hielt den Athem an sich, und überließ sich ganz der Bewunderung so vieler herrlichen, preisgegebenen Reize, und den Empfindungen der Liebesgluth, die ihn verzehrte. Auf einmal standen zwey Edelknaben, jeder einen Sperber auf der Hand tragend, vor ihm, und baten ihn höflich sich zu entfernen, und die Damen nicht in ihrem Vergnügen des Badens zu stören. „Meine schönen Kinder, antwortete Löwennel, ich befinde mich von den Schönheiten einer dieser Damen so fest und unwiderstehlich angezogen, als das Eisen vom Magnet, und ich kann mich so wenig von ihr losmachen, als dieser von jenem. Ich bitte euch also, mir's nicht zu verargen, wenn ich bleibe, und schaue!" — „Bey der Seele meines Vaters! unterbrach ihm der trotzigste von den beyden Junkern, wäre ich nur Ritter, ich wollte euch lehren höflich gegen Damen seyn, und sie nicht in ihren heimlichen Lustbarkeiten überfallen!" Er setzte noch mehr Drohungen hinzu, als drey gewappnete Ritter auf sein Geschrey herzukamen, und den Löwennel den Kampf anboten. Nie hatte sich Löwennel ungeahndet herausfodern lassen: allein dieser Augenblick war der einzige von seinem

nem Leben, wo er bey sich anstand, ob er sich mit diesen kühnen Feinden messen sollte. Die Ehre bekam endlich das Uebergewicht über seine keimende Liebe, und das Vergnügen, sich an dem Anschaun des geliebten Gegenstandes zu weiden. Er stürzte wüthend auf seine Gegner los, warf sie alle drey nieder, und eilte, ohne sich um ihre Namen und Wunden zu bekümmern, sogleich wieder zum Brunnen; allein die Damen und Edelknaben hatten sich während des Gefechts entfernt. Voll Verzweiflung über sein unglückliches Schicksal, wollte er sich dafür an die überwundenen Ritter halten, und kehrte auf den Kampfplatz zurück, aber er fand weder die Ritter noch ihre Rosse. Das niedergetretene Gras bezeichnete ihm jedoch den Weg, den sie genommen hatten: er verfolgte hitzig ihre Spur, und erblickte in der Ferne die liebenswürdigen Schönen. Er näherte sich, und als er die Augen von neuem auf die warf, die ihn zuerst bezaubert hatte, wurde er vollends überzeugt, daß ihre Schönheit nicht allein die Schönheit ihrer Gespielinnen wirklich übertreffe, sondern daß auch keine andre ihres Geschlechts auf der ganzen Welt im Stande sey, ihr den Preis der Schönheit streitig zu machen. Ein Blick, den diese liebenswürdige Unbekannte auf ihn that, als er ganz nah gekommen war, fesselte

ihn vollends, und er that im Herzen das Gelübde, daß sie von nun an die Dame seiner Gedanken seyn solle. Er wollte es ihr eben gestehn und sich zu ihren Füßen werfen, als plötzlich die drey Schönen vor seinen Augen verschwanden, und er, statt ihrer, auf derselben Stelle, einen ehrwürdigen Greis gewahr wurde, der ihn folgendergestalt anredete: „Wohin, Ritter? „Was suchst du? Um ganz zu besitzen, wonach „dein Herz verlangt, mußt du erst das Haupt „des Ritters mit den vergoldeten Locken ho„len.“ — Diese Zeitung war für unsern verliebten Ritter Befehl. Er schwur, den Willen seiner Dame zu erfüllen. Allein da er eben so unbesonnen wie alle die andern Helden der fahrenden Ritterschaft war, so verließ er den Greis, ohne sich bey ihm zu erkundigen, wer der Riese mit den vergoldeten Locken, und wo er anzutreffen sey?

Jeder Weg war ihm gleichgültig; **Löwennel** überließ sich seinem guten Gestirn, und durchirrte zu wiederholtenmalen den Wunderwald. Er bekämpfte eine Menge brittische Ritter, seine Freunde und Waffengefährten, die er aber nicht ehe erkannte, als wenn er sie überwunden hatte. Diese Siege machten ihm alsdenn mehr Verdruß als Freude. Endlich belebte ein angenehmeres Abentheuer die Hoff-

nun-

nungen unsers Ritters. Ein Fräulein brachte ihm einen Gruß von der Dame, die ihn im Bad bezaubert hatte, und überlieferte ihm, „als der Blume der Tapferkeit, einen Schild „von vergoldetem Silber, worauf das Haupt „des Riesen mit den vergoldeten Locken abge„bildet war; auf der rechten Seite des Schilds „stand das Bildniß der schönen Blanka, Prin„zeßin von Schottland, und ihres Namens Un„terschrift.“ Sie war es, in die Löwennel, ohne sie zu kennen, so unsterblich verliebt worden war. In der Fülle der Freude und Liebe trug er an seine Dame für dies schöne Geschenk unzählige, feurige Danksagungen auf, und schwur, seine irrende Fahrt nicht ehe einzustellen, bis er ihrem Begehren ein Gnüge geleistet. In der That durchstrich er nun, bloß vom Knappen Clamides begleitet, alle Einöden Schottlands, und befand sich wohl zwanzigmal in Gefahr, fur Hunger und Durst umzukommen. Das Ohngefähr führte ihn endlich in das Königreich der sonderbaren Fügungen, allein niemand konnte ihnen da hülfreiche Hand bieten. Ein Löwe und eine Löwin hatten dies Land seit vierzig Jahren gänzlich verheert, den größten Theil der Einwohner gefressen, und der Rest hatte sich mit der Flucht gerettet, um nicht einem gleichen Unglück ausgesetzt zu seyn.

Der

Der König und die Königin dieses verwüsteten Staates hielten sich in einer festen Burg verschlossen, die sie selten, und nur mit der äußersten Vorsicht verließen, um nicht von diesen reißenden Thieren überfallen zu werden.

Löwennel wußte von diesem Allen nichts. Das Ohngefähr brachte ihn in das Gebirge, wo die Löwen ihre Höhlen hatten. Er wurde von ihnen wüthend angetastet, allein er vertheidigte sich mit solcher Stärke und Geschicklichkeit, daß es ihm gelang, den Löwen und die Löwin zu tödten. Eine der Klauen des erstern hatte sich so fest in den Schild des Ritters verhackt, daß er die Tatze des Thieres abhauen mußte, und diese Klaue beständig an dem Schild blieb.

So verwundet auch **Löwennel** von diesem Kampf war, so klimmete er doch auf das Gebirge, und drang in die Löwenhöhle. Hier traf er zwey junge Löwen an, der eine wurde von unserm Helden getödtet: allein der andere kroch so demüthig zu seinen Füßen, that ihm so schön, und leckte seine Hände so freundlich, daß **Löwennel** Mitleid mit ihm hatte, ihm das Leben schenkte, und auf seinen Armen aus der Höhle trug.

Unser Ritter hatte verschiedene Wunden empfangen, und verlohr viel Blut: **Clamides** suchte

suchte es, so gut als möglich, zu stillen, und legte den ersten Verband auf; da er aber wohl einsah, daß sein Herr die Strapatze des Reitens nicht auszuhalten im Stande seyn würde, so kam er auf den Einfall, ihm ein Bette von Baumästen zu machen und ihn darauf zu legen; seinem Schild und den beyden abgehauenen Löwenköpfen wies er eine Stelle zu seinen Füßen an. Hierauf spannte er Löwennel's Pferd und das seinige vor diese Art Wagen, und nahm den Weg, der ihm am bequemsten schien, in Hoffnung, daß er ihn zu irgend einem bequemen Ort führen würde. So kamen sie glücklich, in wenigen Stunden, vor dem Thore der Burg des Königs der sonderbaren Fügungen an. Unser Ritter wurde von diesem kleinen Fürsten als der Befreyer des Landes empfangen; die Königin sorgte selbst für seine Wunden, und nach einigen Monaten waren sie völlig geheilt. Löwennel genoß während seines Aufenthalts das Vergnügen, die armen Einwohner zu ihren Hütten zurückkehren zu sehn; er ward von den treuherzigen Beweisen ihrer Dankbarkeit unendlich gerührt, und reisete, vom König und der Königin mit Güte und Freundschaftsversicherungen überhäuft, weiter. Da er keinem bestimmten Weg folgte, so kam er mit seinem Knappen und dem jungen Löwen,

der

der sich wie ein Hund an ihn gewöhnt hatte, in die Gegend von Königsstadt. Hier traf er den berühmten Schiffer Nabin, den Griechen, an. Nabin empfieng seinen Wohlthäter voller Freude, und als er erfuhr, daß er den Aufenthalt des Riesens mit den vergoldeten Locken suche, so gestand er, daß er ihm bekannt sey, und nahm es auf sich, ihn auf die Insel zu bringen, welche dieses Ungeheuer beherrsche; allein er verhielt ihm auch alle die Gefährlichkeiten nicht, in die er sich stürzen würde, um dieses Abentheuer zu bestehn.

Die Vorstellungen des Seefahrers vermochten über Löwennel nichts, dem die Vollziehung des Willens seiner Dame allein am Herzen lag, und den überhaupt keine Gefahr abzuschrecken vermögend war. Nabin mußte auf seinen Befehl ein kleines Boot zurecht machen, das er mit seinem Knappen und Löwen bestieg; allein kaum hatten sie die offene See gewonnen, als ein schrecklicher Windstoß sie an das Schlangen-Eyland warf. Dies Eyland hatte den Namen von einer geflüchteten Schlange von erstaunlicher Größe bekommen, die sich da aufhielt, und den Seefahrern großen Schaden zufügte, indem sie oft Leute sogar von den Schiffen wegführte. Löwennel beschloß dies Ungeheuer zu tödten, und betrachtete diese Unterneh-

ternehmung, als eine Wohlthat für die Menschheit, die dem Muth eines wackern Ritters angemessen sey. Er stieg allein ans Land, und begann einen langen und gefährlichen Kampf mit der Schlange, die endlich unter dem Schwerdt des Ritters fiel. Sobald sie todt war, eilten **Nabin** und das Schiffsvolk aufs Eyland, wünschten dem Ritter Glück, nahmen die Schlange und hiengen sie an einem hohen Mast auf, um allen Seefahrern damit ein Zeichen zu geben, daß sie nun ohne Gefahr diese Küste besteigen könnten. **Clamides**, der immer darauf bedacht war, Beweise von den Heldenthaten seines Herrn aufzuheben, hieb die Beine der Schlange ab, und befestigte sie, nebst den Löwenköpfen, am Sattelknopf.

Löwennel schiffte sich wieder ein, und nach einer mühseligen Fahrt, landete man endlich an der Insel des Riesen. Das Boot wurde hinter einem Felsen versteckt, und der Ritter und **Clamides** begaben sich allein auf die Insel. Sie kamen auf eine Wiese, von der man das alte Schloß des Riesen deutlich erkennen konnte. Sie folgten dem Laufe eines kleinen Bachs, und sahn zwey Frauenzimmer an einem Busch sitzen, die, nach ihren Geberden zu urtheilen, in einem ziemlich lebhaften Gespräch begriffen waren. Den Ritter stach die Neu-

gier zu wissen, wovon sie sich unterhielten; er schlich sich sachte hinter sie, und hörte die eine, welches die vornehmste zu seyn schien, und eine, noch schöne, aber dem Verblühn nahe, Riesin war, sich beklagen, daß ihr Mann, um ihrer Tochter willen, ihr untreu werden wolle. „Ja, Hemine, fuhr sie fort, er hat mir gedroht, mich umzubringen, wenn ich mich seiner blutschänderischen Liebe widersetzen wollte. Allein, du kennst die Heftigkeit meiner Leidenschaften, und ehe will ich meiner Tochter das Herz ausreißen, als zugeben, daß sie an der Seite ihres Vaters und meines Gemahls meine Stelle einnehme." — Die Vertraute bemühte sich, ihre Gebieterin zu besänftigen, und ihr begreiflich zu machen, daß sie von der Zeit einige Linderung ihres Kummers erwarten müsse. In dem Augenblick trat Löwennel vor die schöne Traurige, und bot ihr allen den Beystand an, der in seiner Macht sey. „Ach, rief die Riesin, das einzige, was ich wünsche, ist, daß mir mein Gemahl seine alte Liebe wieder schenken möchte, und dies Glück mir zu verschaffen, Ritter, übersteigt eure Kräfte. Ueberdies steht mein Leben bey dem Undankbaren in Gefahr, und wenn er es einmal bey sich beschlossen hat, mich seiner blutschänderischen Liebe aufzuopfern, so trotzt er zu sehr auf seine unwiderstehliche Stärke, und

fürch-

fürchtet keinen Rittersmann, wenn sich auch einer finden sollte, der meine Vertheidigung übernehmen wollte." Sie entdeckte ihm darauf, daß sie die Gemahlin des Riesen mit den vergoldeten Locken sey, und bat ihn, sich zu entfernen, aus Furcht, daß ihr Gemahl ihn antreffen, und nebst seinem Knappen in einen finstern Kerker werfen möchte.

Diese Nachricht überschüttete den Löwennel mit Freuden, dessen Zweck von seiner Reise die Begegnung des Riesen gewesen war. Er hoffte, wenn er dem Kummer seiner Gemahlin schmeichelte, vielleicht in das Schloß eingelassen zu werden, und es gelang ihm. Die Riesin, welche ihr Unglück weich machte, und die überdies wenig gewohnt war, Tröster zu finden, verbarg den Ritter und seinen Knappen in dem entlegensten Gemach ihres Wohn-Flügels, wo der Riese niemals hinkam. Sie unterhielt sie mit der wehmüthigen Geschichte der übeln Begegnungen, welche sie nun schon seit sechs Monaten von ihrem Gemahl dulden müsse, und bey dem warmen Antheil, den Löwennel daran zu nehmen schien, stand sie keinen Augenblick an, ihn und Clamides sogar in das Zimmer zu führen, wo Galantine, die Tochter des Riesen, in tiefem Schlaf lag. Diese junge Person war noch nicht zehn Jahr alt, allein

ihr Wuchs und ihre Züge waren schon formirt, und man würde sie für eine achtzehnjährige Schönheit gehalten haben. Der Besuch unterbrach Galantinens Schlaf nicht, und der Ritter und die Riesin giengen hinweg, ohne daß sie aufwachte; allein Clamides, auf den die Reize der Schönen einen tiefen Eindruck gemacht hatten, blieb zurück, ohne daß sie es inne wurden. Der galante Knappe wartete, bis Galantine erwachte. So erstaunt sie auch war, einen Unbekannten so nah bey sich zu sehn: so gab sie doch seinen zärtlichen Geständnissen gern Gehör, und fand Vergnügen an seinen Liebkosungen. Dies Tete-a-Tete, über dessen nicht allzuzüchtige Folgen wir einen Schleyer werfen wollen, wurde durch eine Botschaft des Riesen unterbrochen, der ohne seine Tochter nicht seyn konnte, und sie zu sich in Garten rufen ließ. Sie schied unwillig von ihrem neuen Freunde, allein sie glaubte doch ihrem Vater gehorchen zu müssen. Als der Riese sie kommen sah, rief er ihr verliebt entgegen: „Galantine, liebes Mädchen, ich habe keine Freude, wenn ich dich nicht sehe, aber sobald du groß geworden bist, wollen wir uns nicht wieder verlassen, und du sollst mein Liebchen seyn.“ — „Ich mag nicht mehr euer Liebchen seyn, antwortete das Kind; denn ich habe

habe einen Mann gefunden, der weit schöner und jünger ist als ihr." — Bey diesen Worten gerieth der Riese in eine entsetzliche Wuth, und, um ihn zu besänftigen, war seine Frau gezwungen, ihm zu gestehn, daß sie einen Ritter und seinen Knappen im Schlosse geherbergt habe. Der Riese verlangte sie zu sehn, und die Riesin mußte sie ihm vorstellen.

Löwennel kam bey dem Anblick des Riesen nicht aus der Fassung. Er gestand ihm mit der Offenherzigkeit, die unter den irrenden Rittern so sehr Herkommens war, daß er lediglich auf seine Insel gekommen sey, um seine vergoldeten Locken zu erobern, und sie einer Dame von vornehmer Geburt zu überbringen, die nach ihrem Besitz gelüste. Der Riese lachte herzlich über das Projekt des Ritters, und war es zufrieden, mit ihm eine Lanze zu brechen, unter der Bedingung, daß, wenn er überwunden würde, er ihm seine Locken preis geben wolle: würde aber Löwennel unterliegen, so sollte er zu den allerniedrigsten Küchen-Verrichtungen gebraucht werden. Löwennel unterwarf sich diesem Gesetz, und der Kampf um die vergoldeten Locken begann in dem großen Saale des Schlosses. Der Riese vertheidigte sie mit eben so vieler Stärke als Tapferkeit, aber der Ritter that seine Angriffe mit größerer Geschicklich-

keit, und vertheidigte sich nicht minder herzhaft. Als der Riese seinen Feind zu Boden zu stürzen glaubte, wurde er selbst niedergestreckt, und sogleich zog Löwennel sein Schwerdt, und hieb ihm den Kopf vom Rumpf.

Bey der Stimmung, in welcher wir die Riesin erblickt haben, kann man leicht glauben, daß sie über den Tod ihres Gemahls nicht allzuviel Thränen vergoß. Die Unterthanen des Tyrannen bedauerten ihn eben nicht mehr, und huldigten mit Freuden seiner Tochter Galantine, die eben so schön zu werden versprach, als ihre Mutter gewesen war, und schon viel Temperament verrieth. Sie erzählte ihrer Mutter haarklein, was in ihrem Tete=a=Tete mit Clamides vorgefallen war, und verlangte ihn zum Mann. Es wäre hart gewesen, der jungen Schönen eine solche Bitte abzuschlagen. Auch wurde die Hochzeit des Knappen und der jungen Riesin unmittelbar darauf begangen, als Löwennel den Clamides zum Ritter geschlagen hatte. Das neue Paar führte lange eine glückliche Ehe. Es bekam drey Söhne, welche tapfere Ritter wurden, und zwey Töchter von großer Schönheit, welche die Wahl ihrer Gatten auf den Willen ihrer Eltern ankommen ließen.

Löwen=

Löwennel nahm Abschied von den jungen Eheleuten und der guten Riesin, und bestieg sein Schiff, das noch hinter dem Felsen verborgen lag. Er erreichte gar bald die Küste von **Königsstadt**, und verweilte einige Tage in dem Hause des Seefahrers **Nabin**, um sich auszuruhn. Aber die Ungedult, den Aufenthalt der Dame seiner Gedanken auszuspüren, und die Zeichen seines Gehorsams und seiner Tapferkeit ihr zu Füßen zu legen, trieb ihn gar bald von dannen. Er nahm den **Castor**, den Sohn des **Nabin**, zum Knappen an, ließ den Kopf des Riesen in einen Sack stecken, die Löwenköpfe und Schlangenfüße queer über den Sattel hängen, und nahm den Schild, an welchem die Klaue des Löwens noch eingehacket war. Der junge, zahme Löwe, lief zu Fuß, wie ein treuer Hund, nebenher, und in diesem Aufzuge trat er die Entdeckungs-Reise an.

Troylus war unterdessen in die Fußtapfen der tapfersten brittischen Ritter getreten, und man sprach überall mit Lobeserhebungen von seinen Thaten. Auf einer von seinen ritterlichen Fahrten, brachte ihn das Ohngefähr vor die Burge, wo die *) zwölf Ritter der Gelübde

*) Diese Gelübde war von den zwölf schönen Nichten des Einsiedlers Pergamon gelobt: der eine

lübde, gefangen gehalten wurden. Er kämpfte mit allen: aber da diese tapfern Streiter nur von **Poleon von Mares** besiegt werden konnten, so waren sie dem **Troylus** überlegen. Dies kränkte den jungen Ritter gar sehr: allein er rächte sich für diese Niederlage an vielen andern Rittern, die er zwang, sich überwunden zu bekennen. Er war voll Ehrfurcht für die Damen, und ihr eifrigster Vertheidiger, welches er bey vielen Gelegenheiten bewies. Ein holdes Fräulein verdankte seiner Tapferkeit ihr Leben und ihre Ehre, die ihr vier niederträchtige Ritter rauben wollten. Dies Fräulein war aus dem Gefolge der Prinzeßin **Blanka** von Schottland, und suchte den **Löwennel** auf, um ihm, im Namen ihrer Gebieterin, zu seinen glorreichen Thaten Glück zu wünschen. Die

eine hatte geschworen, Herkules zwölf Arbeiten an Einem Tage zu vollbringen; ein andrer ein Königreich zu gewinnen, ein dritter alle Schätze der Erde, um sein Liebchen darein zu putzen ꝛc. Der Schluß jedes Gelübdes enthält in dem alten Liede stets folgende Antwort:

Ach, rief das schöne Mägdelein,
Wie glücklich werd ich dann nicht seyn!
Doch, lieber Ritter, haltet ihr,
Was ihr versprach so theuer mir?

Die Abgesandtin erzählte dem Troylus die Absicht ihrer Reise, und der junge Ritter war entzückt über die schönen Thaten eines Freundes, den er so zärtlich liebte. Als er sich von dem Fräulein getrennt hatte, nahm er sich vor, den Löwennel aufzusuchen, und traf ihn auch gar bald. Der gute Ritter schlummerte ruhig im Schatten eines Elsbeerbaums, von seinem Löwen bewacht. Troylus wollte seinen Schlaf nicht unterbrechen, und blieb in einiger Entfernung von ihm. Er sah mit Erstaunen den Löwen einen Krays um seinen Herrn ziehn, und sich ihm zu Füßen legen. Als Löwennel erwachte, erkannte er seinen Freund und eilte in seine Arme. Sie theilten sich, wechselsweise, ihre Abentheuer mit, und Löwennel war außer sich für Freude, als er erfuhr, daß die Schöne, für die er sich so mancher Gefahr getrotzt, und so manche glänzende That bestanden hatte, davon unterrichtet sey.

Die beyden Ritter betrachteten den von dem Löwen bezeichneten Krays, und Löwennel erzählte seinem Freunde einen Traum, den er gehabt hatte. „Ich wähnte, sagte er, in der Mitte einer schönen Ebne zu seyn; ich sah meinen Löwen einen großen Zirkel um mich beschreiben, und, mir war, als ob er sprechen konnte, und ganz vernehmlich die Worte zu mir

sagte: Erbaue an dieser Stätte eine prächtige Burg, und eine schöne Stadt; denn auf dieser Stelle wirst du die Befriedigung deiner Wünsche erhalten, und die Dame deiner Gedanken heyrathen. Träume, antwortete **Troylus**, sind sehr oft bloße Kinder unsrer Einbildungskraft: allein der gegenwärtige führt ein Gepräge von Wahrheit, das mich zwingt, ihm etwas mehr Glauben beyzumessen. Ich nehme die Erbauung der Burg und der Stadt auf mich, und ich werde Sorge tragen, letztere mit lauter herzhaften und wackern Einwohnern zu bevölkern, die würdig des Herrn seyn sollen, dem sie das Glück haben werden zuzugehören. Ich verlange bloß ein Jahr, um mein Versprechen zu erfüllen, und gebe dir, nach Verlauf dieser Zeit, hier Rendez-vous."

Die beyden Ritter schieden von einander, und **Löwennel**, stets von dem Verlangen getrieben, seine Dame zu finden, begab sich wieder in den Wunderwald: allein sein Glück wurde durch die Feinde seines Ruhms verzögert. Ein schlechter Ritter, Namens **Herban**, faßte, aus Eyfersucht über **Löwennels** ehrenvollen Ruf, den Anschlag, ihm die Zeichen seiner Siege zu rauben. Da der Feige es nicht wagte, Gewalt zu brauchen, so nahm er seine Zuflucht zur Zauberey, und wendete sich an zwey

Hexen:

Hexenmeister, seine Verwandte. Obgleich diese eben keine von den Erfahrensten in ihrer Kunst waren, so fanden sie doch durch ihre Beschwörungen, Mittel, unserm Ritter seinen Schild, die beyden Löwenköpfe, die Schlangenfüße, das Riesenhaupt mit den goldnen Locken, und selbst den jungen treuen Löwen zu stehlen, der ihn, bis jetzt, noch nie verlassen hatte. Sie stellten dies Alles ihrem niederträchtigen Verwandten zu, und dieser zweifelte nun nicht, für den Besieger dieser Ungeheuer gehalten zu werden, wenn er Lidorien diese glorreichen Beweise überreichte. Allein es war nichts leichtes, die Feenkönigin zu betrügen. Diese Königin und Beschützerin des Löwennels hatte sehr genaue Nachrichten von allen den herrlichen Thaten eingezogen, die Löwennel unternommen hatte, um ihre Tochter Blanka zu verdienen; durch ihre Kunst war ihr auch nicht der treulose Streich verborgen blieben, den die Zauberer, Herban's Freunde, ihm gespielt hatten. Sie nahm die Geschenke an, setzte aber den unedlen Ritter in eine schimpfliche Verlegenheit, als sie ihm ins Gesicht sagte, daß ihr seine heimtückischen, schlechten Absichten bekannt wären. Sie legte die Geschenke in einem Tempel nieder, den sie ausdrücklich dazu erbauen ließ, und bestellte zum Wächter den jungen Löwen, wobey

sie beschloß, daß Löwennel allein in dieses Heiligthum sollte dringen können. Der Tempel wurde zur Freywacht genannt. Die Königin von Schottland zwang den Herban, die Beweise von Löwennels Tapferkeit hineinzuschaffen, und ließ ihn hierauf durch den Löwen wegjagen, der allein an der Thürschwelle blieb, um den Eingang zu vertheidigen. In demselben Augenblick stieg auch aus der Erde ein hoher, marmorner Pfeiler auf, an dem ein Schlüssel hieng, dessen Besitzer man erst seyn mußte, ehe man in den Tempel kommen konnte. Herban, voll Verzweiflung, seinen Betrug entdeckt zu sehn, that den Schwur, daß kein Ritter sich dem Tempel ehe nähern sollte, bis er ihn nicht zuvor bekämpft und besiegt hätte. Er ließ zu dem Ende ein Zelt aufschlagen, bey dem man nothwendig vorbey mußte, um zum Pfeiler zu kommen, und hier erwartete er, daß irgend ein Ritter entweder die Gewalt seines Arms fühlen, oder ihn noch mehr mit Schande überhäufen sollte.

Unterdessen war Löwennel untröstlich über den Verlust der Zeugnisse seines Muths, des Einzigen, was ihm die Gunst seiner Dame erwerben konnte. In der Fülle seines Kummers verfertigte er ein Klaglied, das er ohnaufhörlich

lich sang, und wovon wir wenigstens die Anfangs-Strophe mittheilen wollen.

Von Lieb' entbrannt rang ich nach Ruhm und Ehre,
Ich kämpfte voll Vertraun auf süßen Minnesold:
Ach! ich verlohr den Preiß von meinen Siegen,
Nichts bleibt mir nun als Liebe rein wie Gold.

Löwennel, der sich nun nicht getraute vor **Blanka** zu erscheinen, gab seine Nachforschungen auf, und that nichts, als die Wiederhalle des Waldes mit seinem Klaglied zu ermüden. Ein Ministrel hörte es, und wurde von den schmerzlichen und zärtlichen Ausdrücken des Lieds gerührt. Er näherte sich dem Ritter, und bat ihn, ihm den Gesang zu lehren, weil, setzte er hinzu, er ihn so schön fände, daß er ihn werth hielt, am Hofe des Königs **Perceforest** gesungen zu werden. Die Hoffnung, daß vielleicht auf diese Art **Blanka** von dem Unglücksfall ihres Ritters benachrichtigt werden, und ihn bemitleiden könnte, bewog **Löwennel**, in des Ministrel's Verlangen zu willigen; er wiederholte ihm sein Lied so oft, bis er es auswendig wußte. Seine Erwartung wurde nicht betrogen. Der Meistersänger, als er den **Löwennel** verlassen hatte, traf die Prinzeßin **Blanka** an, und sang ihr sein neu-

gelern-

gelerntes Lied. Es that seine Wirkung; die Prinzeßin wurde, bis zu Thränen, von dem traurigen Schicksal ihres Ritters gerührt, und um ihn aufzurichten, verfertigte sie auf der Stelle eine Parodie darauf, die sie den Gesang der Tröstung nannte, und die sich folgenderstalt anhob:

O Rittersmann, fürcht' nichts für deine Ehre,
Dich lohnt der Himmel doch mit süßem Minnesold;
Ring' wieder um den Preiß von deinen Siegen,
Und stets sey deine Liebe rein wie Gold.

Ein andrer Vers befahl dem Ritter, sogleich nach Frey-Wacht zu eilen.

Dieses Lied benachrichtigte den Löwennel von Allem, was ihm zu wissen nöthig war; und sobald der Ministrel Blanka's Auftrag befolgt, ihren Ritter aufgesucht, und diese Verse ihm vorgesungen hatte, zögerte der Ueberwinder des Löwens, der Schlange, und des Riesens mit den vergoldeten Locken, keinen Augenblick, sich zu dem Tempel der Frey-Wacht zu begeben. Sein erstes war, den Bösewicht Herban, der sich ihm zu widersetzen wagte, zu Boden zu strecken; er bemächtigte sich hierauf, ohne Mühe, des goldnen Schlüssels: als er aber die Thüre des Tempels aufschließen wollte

wollte, brachte ihm der Verräther **Herban**, der Zeit gehabt hatte, wieder aufzustehn, von hintenzu einen Lanzenstoß bey, der ihn durchbohrt haben würde, wenn der Löwe, der seinen alten Herrn erkannte, dem Mörder nicht nach der Gurgel gesprungen wäre und ihn erwürgt hätte. Das treue Thier liebkosete den Ritter auf das Schönste, und begleitete ihn in den Tempel. Die Feen=Königin hatte sich auch dahin begeben. Sie wünschte ihm Glück zu dem guten Ausgang aller der Unternehmungen, denen er sich, der schönen **Blanka** zu Liebe, unterzogen hätte, und versprach ihm, nie zu vergessen, welchen Dienst er Schottland erwiesen, als er die Griechen aus ihrem Königreich verjagte. „Diese Trophäen, fuhr sie fort, sollen in diesem Tempel verwahrt bleiben, um jedem Rittersmann Beweise eures Ruhms und meiner Dankbarkeit zu seyn.“

Löwennel erröthete bescheiden bey den Lobeserhebungen, welche die Königin und Fee seiner Tapferkeit ertheilte; seine Eitelkeit war befriedigt, aber sein Herz nicht. Er wagte es, sie zu fragen, ob es ihm nicht erlaubt sey, **Blanka** seine Ehrerbietung zu bezeugen? „Ich gebe meine Einwilligung dazu, antwortete **Lidoria**, „ich will euch in die berühmte „Burg bringen, die kein Sterblicher, ohne

„meine

„meine Erlaubniß, betreten darf: aber, Rit=„ter, ich verbiete euch, das Fräulein anzurüh=„ren, oder mit ihr zu sprechen, außer in mei=„ner Gegenwart; werdet ihr dagegen sündi=„gen, so wird euch großes Unglück zustoßen. „Löwennel gab zur Antwort: Frau Königin, „ich werde eurem Willen gehorsam seyn.“

Die Luft war der Weg, den die Fee erwählte, um den Ritter der Blanka in das unsichtbare Schloß zu führen. Sie stellte ihn dem Könige Gadiffer vor, und dieser Monarch empfieng ihn, wie ein Held empfangen zu werden verdiente, der mit Gefahr seines Lebens sein Vaterland vom gänzlichen Untergange errettet hatte. Da Löwennel das Tournier besuchen wollte, das zur Feyer der Wiederkehr des Königs Perceforest in der Stadt Neufchatel angesagt worden war, so beschenkte ihn Gadiffer mit einem Schild, worauf sich Lidoriens Bildniß befand, Lidorie aber mit einer prächtigen Lanze, wobey sie ihm auferlegte, sich beyder Waffen gleich zu Anfange des Tourniers zu bedienen. Löwennel gelobte es mit einem Eyd, und erhielt vom Könige die Erlaubniß, den Titel seines Ritters führen, und ihn auf dem Tournier vorstellen zu dürfen.

Die junge Blanka war Zeugin dieses glänzenden Empfangs ihres Geliebten, und hatte eine unglaubliche Freude darüber: allein diese Freude wurde etwas durch die Kränkung verringert, aus Gehorsam gegen die Königin, ihre Mutter, nicht mit ihm sprechen zu können. Ihre Blicke fielen nur verstohlen auf ihn. Der Ritter war seiner Seits in einer nicht minder verdrießlichen Verlegenheit. Doch war ihm wenigstens erlaubt, seine Blicke reden zu lassen, wenn es auch gleich sein Mund nicht durfte. Aber wie unendlich war sein Entzücken, als er, in dem Augenblick, wo er das unsichtbare Schloß zu verlassen im Begriff stand, von Blanka, heimlich, einen zweyten Schild und eine zweyte Lanze, mit dem Befehl empfieng, von beyden beym Anfange des Tourniers Gebrauch zu machen. Im ersten Taumel glich nichts seiner Freude darob: allein bald machte sie der unangenehmen Erinnerung Platz, daß er bereits ein Gleiches dem Könige und der Königin gelobt habe. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, der Abgesandtin seiner Dame zu versprechen, daß er ihrem Befehle nachleben werde. In der That fand er auch Mittel, beyde Versprechen zu halten; ein Beweis, wie sinnreich die Liebe ist.

Die Königin wurde durch das Einverständniß der beyden Liebenden nicht getäuscht; ihre Kunst ließ ihr mit leichter Mühe Geheimnisse ergründen, die wohl noch weit schwerer zu enträthseln waren. Das Vergehn des Ritters war sehr leicht; unterdessen nahm sie sich doch vor, ihn dafür zu strafen, daß er sie hatte hintergehn wollen.

Als man von Tafel aufstand, und der König von Schottland sich in sein Schlafgemach begeben wollte, befahl die Königin, den Wein zum Schlaftrunk zu bringen. „Blanka erhielt den Auftrag, den Becher herumzureichen. Als das Getränke in Blanka's Becher gegossen war, blickte sie, ganz verschämt, ihre Mutter an, als wollte sie sagen: Mutter, was beliebt euch, daß ich thun soll? Und die Königin, die gar scharfsichtig war, sprach: Liebchen, geh' zu Löwennel, und reich ihm zu trinken. Das Fräulein gehorchte; da nahm Löwennel den Becher aus der Hand des Fräuleins, und beym Wegnehmen drückte sein Finger den einen Finger des Fräuleins, und als der Ritter es fühlte, war's ihm, als ob er der König der Welt geworden wäre, und er entfärbte sich darob; das Fräulein aber merkte es wohl, und ward nicht böse darüber. Als Löwennel den Becher an Blanka zurückgegeben hatte, kam

ihm eine so große Lust an, den Finger zu küssen, der den Finger seines Liebchens berührte, daß er nicht darauf achtete, daß die Augen der Königin auf ihn gerichtet waren, sondern hastig damit zum Mund fuhr, und ihn so innig küßte, daß es ihm wohl und süß im Herzen that: unverwandt hielt er die Augen auf den glücklichen Finger geheftet, und streckte ihn weg von den andern, als ob sie nicht würdig wären, ihm zu nahe zu kommen. Allein, kurz darauf wurde er mit Schrecken inne, daß sein Finger schwärzer geworden war, als Brombeere."

Als der König sich entfernt hatte, und **Löwennel** allein auf seinem Zimmer war, überließ er sich dem heftigsten Schmerz beym Anblick seines schwarzen Fingers. **Lyrope von Malbranche**, die ihm **Blanka's** Lebewohl! überbrachte, fand ihn noch in dieser bangen Stimmung: Seine Bestürzung vermehrte sich, als er im Spiegel gewahr wurde, daß seine Lippen und die ganze Gegend des Munds eben die Farbe hatten wie sein Finger. Dies Wunderwerk war ihm Beweis, wie sehr die Fee gegen ihn aufgebracht sey. Doch würde er sich weniger aus dieser Verunstaltung gemacht haben, hätte er sie nicht als ein Wahrzeichen angesehn, daß **Blanka** für ihn verlohren sey. Dieser Gedanke stürzte ihn in eine Art von

Verzweiflung, wo er den verschuldeten Fehler aufrichtig bereute, und einen Strom von Zähren vergoß. Die heftige Betrübniß des Ritters mußte wahrscheinlich den Zorn der Königin von Schottland entwaffnet haben; denn, sobald die Thränen sein Gesicht benetzten, schwand die Schwärze, und er bediente sich eben dieses Mittels bey seinem Finger, der wieder weiß wie zuvor wurde. Diese kleine Züchtigung war unserm Ritter eine Lehre, wie schwer es hält, eine hellsehende Mutter zu betrügen, die sorgfältig über ihre Tochter wacht.

Löwennel war nun gewiß, Verzeihung erhalten zu haben, und schlief ruhig und unter den süßesten Träumen ein: allein **Lidorie**, die nicht wollte, daß der Ritter den Weg zur unsichtbaren Burg, nach Gefallen, wiederfinden sollte, ließ ihn des Nachts in den Wunderwald tragen. Bey seinem Erwachen war der Ritter nicht wenig darüber erstaunt; er rief in sein Gedächtniß Alles das zurück, was ihm den Tag vorher begegnet war: da er aber die beyden Schilde und beyde Lanzen neben sich gestellt fand, so entschloß er sich, seinen Weg nach **Neufchatel** zu nehmen. Als er durch Schottland reisete, traf er seinen Freund **Troylus von Königsstadt** an, der, wie wir oben erwähnt haben, ein Schloß und eine Stadt an

dem

dem Orte anlegen ließ, wo der Löwe mit seiner Tatze den Zirkel auf den Boden zeichnete. Beyde waren jetzt vollendet: **Löwennel** besah sie, und stattete dem **Troylus** seinen Dank dafür ab.

Beyde Ritter reiseten nun zum Tournier, und unterhielten sich unterwegens von ihren beyderseitigen Abentheuern. **Löwennel** versicherte seinen Freund, daß er den glänzenden Ausgang seiner Unternehmungen lediglich der Schönheit seiner Dame **Blanka** zu verdanken habe. **Troylus**, der noch nicht liebte, behauptete, daß die Schönheit einer Geliebten sehr wenig da helfen könne, wo es bloß auf Tapferkeit und Stärke des Arms ankomme, und führte zum Beweis seine eigenen Thaten an, die ohnmöglich das Werk der Liebe seyn könnten, **weil er noch nie Liebe zu einer Dame gehabt habe.** Ueber diese Aeußerung entrüstete sich **Löwennel** gegen seinen Freund. „Ihr seyd kein ächter Rittersmann, sagte er; wäret ihr das, so würdet ihr eine Dame lieben; sie allein kann Seegen über eure Unternehmungen bringen. Ich mag nicht der Gefährte eines Ritters ohne Dame und Liebe seyn, der so oft überwunden werden wird, als man ihn angreift.“ Zu gleicher Zeit wollte er sich von **Troylus** trennen: allein dieser, über sein Vor-

haben erschrocken, hielt ihn zurück, und rief: Herr! ich schwöre und gelobe dem Gott der Minne, so lange Wasser zu trinken, bis ich eine Dame meines Herzens gefunden habe. Ich bitte euch, mir meine Rede zu verzeihn, und mich als einen Verliebten zu betrachten, weil ich so sehnlich wünsche, einer zu werden."

Dies Gelübde des **Troylus** besänftigte den Zorn des **Löwennel**, und die beyden Ritter setzten ihren Weg fort, und langten in dem Walde **Darnand** an. Hier begegneten sie dem **Selandin**, Fürsten von **Seland**, der ebenfalls zum Tournier zog, und **Selandine**, seine Schwester, und die schöne **Blone**, sein Liebchen, zu Begleiterinnen hatte. Dieser Prinz und seine Damen überhäuften unsre Ritter mit Höflichkeiten. Sie versprachen einander, wechselsweise, sich bis **Neufchatel** nicht zu verlassen. Als sie sämtlich dort angelangt waren, entfernten sich **Löwennel** und **Troylus**, die nicht gleich erkannt seyn wollten, unter die Gezelte, welche **Selandin** in der Ebene aufschlagen ließ. **Troylus** war jung und liebenswürdig. **Selandine** ließ diesen seinen Vorzügen Gerechtigkeit wiederfahren, und würde sich glücklich geschätzt haben, wenn er ihr Ritter beym Tournier hätte seyn wollen. In dieser Absicht neckte sie ihn ohnaufhörlich, und endlich kam es

so

so weit, daß Troylus sich ihr zum Ritter anbot, und von ihr einen Schild mit den Buchstaben R. I. B. D. W. D. D. S. Z. B. V. empfieng. Diese Buchstaben waren von Gold, und bedeuteten: **Ritter, ich bin dein, wenn du diesen Schild zu brauchen verstehst.** In diesem Augenblick empfand der verliebte Troylus die Wahrheit der Erinnerungen Löwennels; denn die Reize der Prinzeßin von Seland hatten ihn schon gänzlich gefesselt. Er fühlte, daß die Begierde, seiner Dame zu gefallen, einen Ritter zu einer Kühnheit begeistert, die gewöhnliche Tapferkeit nie zu erreichen fähig ist; und er brannte für Ungeduld, dies durch sein Beyspiel zu bekräftigen.

Ein Frauenzimmer irrt sich nie in der Wirkung, die ihre Schönheit hervorbringt, und Selandine merkte leicht, welchen Eindruck sie auf Troylus gemacht hatte. Um sich dessen noch mehr zu versichern, reichte sie ihm eben den Becher mit Hippokras, den ihr Troylus zuvor, unter Vorschützung seines Wasser-Gelübdes, abgeschlagen hatte, und diesmal nahm ihn Troylus und trank. „Da sprach das Fräulein leise: Ritter, wahrt euch nun, Gelübde zu brechen. Fräulein, erwiederte Troylus, ein süßes Liebchen hat mich davon gelöset, und ich will mich im Tournier so tapfer

halten, daß ich meinen Schild mit Ehren tragen will."

Löwennel, Troylus und Selandin erschienen prächtig auf dem Tournier, und zeichneten sich durch eine Menge ruhmvoller Thaten aus. Löwennel, seinem Versprechen gemäß, das er an den König von Schottland und an Blanka gethan hatte, stritte mit zwey Lanzen und zwey Schilden, welches ihm den Beynamen des Ritters mit den zwey Schilden erwarb. Bey diesem kriegerischen Feste war es, wo der, im Roman des Perceforest, so berüchtigte Orden des Frey-Pallastes gestiftet wurde. Diese drey Ritter befanden sich unter der Zahl seiner Mitglieder, und wurden in der Folge eine der vornehmsten Zierden davon. Sie blieben nach dem Tournier noch einige Zeit am Hofe des Königs Perceforest, und da der junge Gadiffer von Schottland, der Bruder Blanka, eine Lust äußerte, auf Abentheuer auszugehn: so baten sie ihn um Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen. Estonne und Tors de Pedrac gesellten sich zu dieser glänzenden Gesellschaft. Allein ein großes Unglück harrte ihrer im Walde Darnand, ihrem Sammelplatze. Der böse Bruyand, ohne Treu und Glauben, der Sohn des Darnand, beschloß, an allen Rittern des Freypallastes den

Tod

Tod seines Vaters zu rächen, der von **Perceforests** Hand gefallen war. Er fand durch seine Zaubereyen Mittel, sich ihrer zu bemächtigen, sie zu entwaffnen, und gefangen auf sein Schloß zu führen, dessen Zugänge er fast undurchdringlich gemacht hatte. Der einzige **Gadiffer** entgieng, durch die Kraft eines magischen Ringes, der jede Zauberey lösete, den Fallstricken des **Bruyand**. Dieser Ring war ein Geschenk der Fee, seiner Mutter. Er nahm seine Zuflucht zu seinem Oheim **Perceforest**, mit dessen Hülfe er das ganze Geschlecht **Darnand's** bey der Einnahme des Schlosses vertilgte, und die Gefangenen befreyte.

Als die Ritter wieder in Freyheit waren, kehrte der König **Perceforest** wieder nach seiner Stadt **Neufchatel** zurück, und **Troylus** beschwatzte seinen Freund **Löwennel** noch einmal, die neue Stadt zu besuchen, welche unter seiner Aufsicht zwischen Schottland, England, Cornual und Königsstadt angelegt worden war. Sie fanden sie mit Bürgern und Handwerkern von allen Arten angefüllt, und bey der großen Fruchtbarkeit des Landes hatten eine Menge Bauern und Hirten sich in der Gegend niedergelassen. **Löwennel** war über die Schönheit der neuen Stadt entzückt, und gab ihr den Namen **Löwenau**, zum Gedächtniß des Kray-

ses, den sein Löwe hier gezeichnet hatte. In der Folge wurde dieser Staat ein Königreich, wovon **Löwennel** der erste König war; der tapfere **Tristan**, der standhafte Liebhaber der schönen **Iseult** der Blonden, stammte von einem seiner Nachkömmlinge ab.

Löwennel gab dem neuen Staat sehr weise Gesetze, verließ seinen Gefährten **Troylus**, vertiefte sich in den Wald der Wunder, und nahm seinen Weg nach dem Tempel der Frey-Wacht, von dem er wußte, daß er von dem unsichtbaren Pallast nicht weit entfernt sey. Wir haben oben erwähnt, daß er auf dem Tournier zu **Neufchatel** mit den beyden Schilden und den beyden Lanzen gekämpft hatte, die er vom Könige **Gadiffer** und seiner Tochter **Blanka** empfieng. Diese halbzerstückten Schilde trugen ehrenvolle und redende Spuren von manchem harten Strauß, den der Ritter muthig ausgehalten hatte. Der Schild des **Gadiffer** war **Löwennel's** Knappen anvertraut, hingegen den zweyten, den er aus den Händen der Dame seiner Gedanken erhielt, führte der verliebte Ritter selbst. Er war willens, beyde der Königin und Fee zum Beweis zu überreichen, daß er seine zweyfache Zusage erfüllt habe; denn es war ihm noch zu gegenwärtig, wie gefährlich es sey, sie betrügen zu

wol-

wollen. Er schmeichelte sich schon zum Voraus mit einem freundlichen Empfang, als nach einem Mittagsschlummer, dem Ritter und Knappe, sich von der drückenden Hitze ermüdet, an einem schattigen Bach überlassen hatten, sie, beym Erwachen, mit Schrecken die Schilder vermißten: was ihre Verzweiflung noch vermehrte, war, daß sie nicht wußten, an wen sie sich wegen dieses Raubs halten sollten?

Löwennel brach in Verwünschungen gegen den Wald der Wunder aus, wo ihm stets die Beweise seiner Liebe und Ergebenheit gegen seine Dame entführt wurden. Voll Erbitterung über sein Verhängniß, langte er in dem Tempel der **Freywacht** an. Zwey kühne Ritter wollten ihm den Zugang streitig machen; in einem Huy lagen sie zu Boden gestreckt. Sein treuer Löwe, der noch immer die Wache vom Tempel hatte, erkannte ihn, und that ihm auf tausenderley Art schön. Beym Eintritt im Tempel kam ihm die Königin, mit der jungen **Blanka** und allen ihren Fräuleins, entgegen, stellten sich aber anfänglich, als ob sie ihn nicht kennten. Er nannte seinen Namen, allein die Königin schalt ihn einen Betrüger, und sagte: wenn er der wahre **Löwennel** wäre, so würde er ihr die beyden Schilde bringen, die man ihm im unsichtbaren Schlosse anvertraut

hätte.

hätte. Nun fieng der Ritter an zu erzählen, was für ein böser Streich ihm gespielt worden sey; während der Erzählung hatte Blanka beständig die Augen niedergeschlagen, und biß sich in die Lippen, um nicht laut aufzulachen, denn beyde Schilde hiengen an der Wand des Tempels, und Löwennel hatte sie nicht bemerkt.

Die Ankunft des Königs Gadiffer machte jedoch seiner Angst ein Ende. Dieser hatte Mitleid mit seiner Verlegenheit, und sagte zur Königin: „Liebe, plage doch den guten Ritter nicht lange, und ihr Ritter, traut diesen Weibern nicht, und wißt, daß sie es selbst sind, die, zu ihrem Kurzweil, euch eure Schilder geraubt haben. Herr König, erwiederte Löwennel, die Königin, meine Dame, kann mit mir, ihrem Ritter, machen, was ihr gefällt. Da trat die Königin näher, und sprach: Herr Ritter, nehmt's nicht für ungut, aber wir Damen pflegen oft so unsre guten Freunde auf die Probe zu stellen. So wurde Löwennel vom Könige, der Königin und ihren Fräuleins geprobt und empfangen."

Um dem Löwennel zu beweisen, wie sehr sie mit seinem Betragen zufrieden sey, erlaubte ihm die Königin, sie ins unsichtbare Schloß zu begleiten; er nahm seinen Platz in eben dem

Wagen

Wagen ein, den sie mit dem Könige, ihrem Gemahl, bestieg. Die andern Damen bestiegen andre Wagen, und man erreichte bald den berühmten Pallast. Ob die Reise wieder durch die Lüfte geschah, davon sagt zwar der Romanzier nichts: allein es ist höchst wahrscheinlich.

Ehe man sich zur Tafel setzte, wollte der König Gadiffer aus Löwennels eignem Munde die Geschichte seiner Thaten hören. Er gehorchte, und that es mit Bescheidenheit: allein er hielt sich, aus feiner Gefälligkeit, desto weitläuftiger bey den Unternehmungen des Sohnes des Königes, des jungen Gadiffer, auf: „der gute König war entzückt, seinen Sohn von einem so wackern Rittersmann loben zu hören. Unterdessen waren die Tafeln gedeckt, und Gadiffer wollte den Löwennel an der seinigen sitzen lassen: allein die Königin, deren Blick weiter gieng, wendete ein, daß er sich besser an der Tafel der Fräuleins ausnehmen würde. Der König bejahete es, mit dem Zusatz: ein tapferer Ritter, der sein Leben wage, um seiner Dame zu gefallen, verdiene wohl von ihr gut behandelt zu werden, da er keine andre Belohnung verlange, als diese. Löwennel saß also an der Damentafel, und Blanka gegenüber, und die Königin hatte ihm Erlaub-

laubniß gegeben, mit ihr sprechen zu dürfen. Man kann sich die Freude nicht vorstellen, die der Ritter empfand, so frey mit seinem Liebchen plaudern zu dürfen, und manches Geschenk und manche Minnegabe von ihr zu empfangen, doch alles in Ehren und mit Erlaubniß der Königin. Der Ritter sprach und betrug sich so artig, daß die Königin außerordentlich mit ihm zufrieden war."

Während daß **Löwennel** so angenehm seine Zeit im unsichtbaren Schloß hinbrachte, wurde die Königin von Schottland, die immer über die Ruhe ihres Königreichs wachte, durch den guten Kobold **West** benachrichtigt, daß die Römer willens wären, einen Einfall in Schottland zu thun, und daß ihre Flotte sich bereits den Küsten von Königsstadt nähere. Auf diese Botschaft ernannte **Gadiffer** den **Löwennel** zum Befehlshaber der schottischen Truppen, und trug ihm auf, eiligst alle seine Ritter zu versammeln, mit dem Versprechen, daß, wenn er als Sieger zurückkommen würde, er ihm eine Rittergabe zugestehn wolle. **Löwennel** machte sich sogleich auf den Weg; die Ritter von Schottland versammelten sich gar bald unter seinem Panier, und man zog in guter Ordnung dem Feind entgegen, der unterdessen gelandet war und Königsstadt belagern wollte.

Es

Es fielen eine große Anzahl Scharmützel vor, wo die Schottländer stets Sieger waren: aber keins war entscheidend, und Löwennel war zu klug, um das Schicksal des Königreichs auf den ungewissen Ausgang einer Schlacht aufs Spiel zu setzen, so viel Ehre auch dabey zu erbeuten seyn möchte. Er nahm lieber seine Zuflucht zu dem guten Dienste des Kobolds Wests, der sie ihm niemals abgeschlagen hatte, so oft sich eine Gelegenheit anbot. Er begab sich mit Estonne in ein benachbartes Gehölze, und rief ihn an, dem Vaterland zu Hülfe zu kommen. West erkannte die Stimme seiner Freunde, und hielt sie diesmals, wo Noth an Mann war, nicht mit Kobolds-Späschen auf. Er wußte schon, warum sie ihn bitten wollten, und versprach ihnen, sie bald durch die That zu überführen, wie sehr er ihnen noch immer gewogen sey.

Wirklich erhob sich, gleich in der nächsten Nacht, ein fürchterlicher Sturm in dem römischen Lager, der alle Zelte umstürzte, da hingegen die Schotten nicht das geringste empfanden, und, frisch und ausgeruht, mit Anbruch des Tags neue Scharmützel begannen, die ebenfalls siegreich für sie ausfielen. Die andre Nacht wurde der Feind durch eine Menge Geschosse und Feuer erschreckt, die aus dem Schoose der

Erde

Erde emporzusteigen schienen. Kurz, jede Nacht quälte die Römer mit einer neuen Plage; und alles dieses war das Werk des West's.

Julius, der Feldherr der Römer, war außer sich über alle diese Unfälle, und die sichtliche Abnahme seines Heers; er ließ dem Löwennel, als Anführer der Schotten, den Vorschlag thun, ihren Streit im einzelnen Kampf auszumachen, mit der Bedingung, daß Schottland dem Siege anheimfallen solle. Löwennel fragte seine Ritter um Rath, und alle vertrauten seinem Arm das Schicksal des Vaterlands an. Der Zweykampf geschah im Angesicht beyder Heere. Er war fürchterlich anzuschaun. Beyde Gegner, obgleich mit Wunden überdeckt, griffen sich ohnaufhörlich mit gleicher Erbitterung an. Jeder Streich, den sie sich versetzten, machte die Zuschauer von beyden Theilen zittern. Endlich streckte Löwennel, der geschickter, glücklicher, und Vertheidiger einer gerechtern Sache war, den Julius zu Boden, und schenkte ihm das Leben bloß unter der Bedingung, daß er sich sogleich mit den Ueberbleibseln seiner Armee zu Schiffe begeben sollte, welches auch noch denselben Abend geschah.

So viel Freude es auch den Schotten machen mußte, sich von einem Feind befreyt zu sehn, der sie in Fesseln hatte legen wollen: so wurde sie doch sehr durch den jämmerlichen Zustand vermindert, in welchem sich **Löwennel** befand. Dieser wackere Ritter war so schwer verwundet worden, daß man an seinem Leben verzweifelte. Das ganze Heer, wo Mann für Mann gern sein Leben zur Verlängerung des seinigen hingegeben hätte, war um ihn her versammelt, und brach in klägliche Seufzer aus. Man machte ihm eine Trage von Baumästen, worauf man ihn legte, und die vornehmsten Ritter wollten die Ehre haben, ihn zu tragen. Mit diesem traurigen Gefolge hielt er seinen Einzug zu **Königsstadt**, nicht unter dem fröhlichen Zuruf des Volks, sondern mit dem Trost, deutlich auf ihren Gesichtern zu lesen, wie sehr er geliebt sey, und wie sehr man seinen Tod betrauren werde. Oft hörte man ihm sagen: „Tröstet euch, meine Freunde, ihr seyd frey, ich kann zufrieden sterben.“

Die Aerzte fanden seine Wunden gefährlich, und wagten es nicht, ihre Heilung gewiß zu versprechen. **Löwennel** aber, dessen Muth weit über die Furcht des Todes erhaben war, gab die nöthigen Befehle, das Heer auseinander gehn zu lassen, und beschwor seine Waffen-

gefährten, zu ihren Damen zurückzukehren. Niemand blieb bey ihm, als der junge Gadiffer von Schottland, Troylus von Königsstadt, Estonne und Pedrac. Diese vier tapfern Ritter begleiteten ihn nach Löwenau, und verließen ihn nicht ehe, bis seine Genesung außer allem Zweifel war. Die schöne Priande hatte allein die ganze Ehre von dieser Kur. Die Königin-Fee hatte sie abgeschickt, und ihre Wartung war von so gutem Erfolg, daß die Wunden sich schlossen, und alle Lebensgefahr verschwand. Die Versicherung, die sie ihm von dem lebhaften Antheil gab, welche die Prinzeßin Blanka an seinem Schicksal nehme, trug auch nicht wenig bey, seine Genesung zu beschleunigen.

Sobald Löwennel gänzlich wieder hergestellt war, beredete er seinen Freund, den jungen Gadiffer, ihn auf einer Ritterfahrt zu begleiten, die er nach dem Wald der Wunder thun wollte. Seine Absicht dabey war, sich dem unsichtbaren Schloß zu nähern, wo, wie unsre Leser wissen, niemand, ohne der Königin-Fee Erlaubniß, hineinkonnte. Unsere Ritter setzten ihren Weg ruhig fort, und unterhielten sich von den verschiedenen Abentheuern, die ihnen in ihrem Leben zugestoßen waren, als sie wenige Schritte von sich verschiedene Damen

men erblickten, und unter ihnen Blanka von Schottland und Flamine vom steilen Berg, die Damen ihrer Gedanken erkannten. Die Ritter stiegen sogleich, ehrerbietig, von ihren Rossen, und giengen den Fräuleins entgegen, die sie, ihrer seits, gleichfalls gewahr worden waren: „Aber als die vier Liebenden sich anreden wollten, waren sie nicht wenig verwundert, denn die Damen glaubten, an der Stelle ihrer Ritter, zwey Greise zu erblicken, die sie achtungsvoll grüßten und zu ihnen sagten: „Ehrwürdige, alte Väter, seyd willkommen. Löwennel hingegen kamen die beyden Fräuleins gleichfalls als bejahrte Damen vor, und deswegen reichte er Blanka die Hand, um sie zu verhindern, sich zu verbeugen, und damit sie sich daran halten möchte: allein das Fräulein ward ganz beschämt über diese Höflichkeit, bot selbst den Arm dem vorgeblichen Greis, und lud ihn sich ins Gras zu setzen: setzt euch, ehrwürdiger Ritter, sagte sie, denn euer hohes Alter erlaubt euch der Ruhe zu pflegen. Meine Dame, antwortete Löwennel, ganz verwundert über diese Rede, ihr habt größere Ansprüche auf's Ausruhn als ich; denn ein so schönes Alter wie das eurige, das euch Gott gegeben hat, ist was, das man selten antrift. So wurden Blanka und Löwennel durch die Zaubereyen

der Königin-Fee getäuscht, und erkannten sich nicht: allein der junge **Gadiffer**, dessen Ring allem Zauberspiel widerstand, erkannte sogleich seine **Flamine** in dem zweyten alten Mütterchen, und küßte ihr, für Freude, die Hand gar zärtlich; doch **Flamine** war über die verliebte Zudringlichkeit des Greises nicht wenig aufgebracht, und schrie: alter Mann, ihr seyd gar zudringlich und unanständig; ihr habt sehr unrecht gethan, daß ihr mich mit Gewalt küßtet; in eurem Alter vermuthet man sich mehr ehrbare Zurückhaltung: wäret ihr kein Ritter, dem für Alter das Gehirn schwindet, so solltet ihr mir es abbitten. Wahrhaftig Alter, setzte Fräulein **Blanka** hinzu, eine Krücke würde euch besser ziemen, um euch daran zu stützen, als ein Mädchenkuß. **Gadiffer**, der die Täuschung der Fräuleins einsah, lachte darüber: allein **Löwennel** erzörnte sich, daß sie seinen Gefährten einen alten Mann schalten, und sagte zum **Gadiffer**: Freund, laßt uns unsern Weg ziehn, und diese alten Närrinnen für sich saalbadern. Indem er dies sagte, kam eine Dame zu den vermeyntlichen alten Mütterchen, und sie verschwanden; die Dame aber wendete sich, spöttisch, zu **Löwennel**, und sprach: „Herr Ritter, glaubt ihr die Königin von Schottland aller Klugheit so baar, daß sie euch mit eurer

Dame

Dame zusammenkommen, und sie eurer Liebe Preis geben sollte, ohne euch die Augen zu blenden?" Löwennel verbiß seinen Verdruß, aus Furcht, der Königin zu mißfallen, und seine Mäßigung wurde belohnt; denn sie ließ ihn und den jungen Gadiffer in den unsichtbaren Pallast versetzen, wo sie vom alten Könige so empfangen wurden, wie es die Vertheidiger des Vaterlandes verdienten.

Blanka und Flamine konnten sich nicht entbrechen, ihren Liebhabern Beweise ihrer Freude zu geben, sie wiederzusehn. Sonderlich fiel Flamine ihrem lieben Gadiffer um den Hals: allein dies zog ihr von der Königin einen so harten Verweis über diesen zu zärtlichen Empfang zu, daß das arme Fräulein für Schaam zu weinen anfieng. „Gadiffer, der junge Ritter, dem der Kuß des Fräuleins gar wohl gethan hatte, sagte: Frau Mutter, ich glaubte daß dies ein Tag der Freude und des Wohllebens wäre; allein ich sehe, daß ich noch immer unter der Ruthe stehe. Lieber Sohn, erwiederte die Königin, der Empfang, den Vater und Mutter ihren Kindern wiederfahren lassen, muß immer belehrend seyn, und es thut mir jetzt leid, daß ich dich vor Zeiten nicht unter eine schärfere Zucht nahm. Löwennel billigte die weisen Ermahnungen der Königin, und

wagte es nicht, seine verliebten Blicke auf Blanka zu heften; denn er scheute zu sehr das Auge der Königin."

Der König von Schottland erinnerte den Ritter, daß er von ihm eine Rittergabe habe zur Belohnung begehren wollen, wenn er als Sieger der Römer zurückkehren würde: „heischt sie, sagte er, und ich will sie euch zugestehn." Löwennel's einziger Wunsch war Blanka's Hand: allein er wagte es nicht, sich zu erklären, und schwieg blöd' und schüchtern." Als der König die Schüchternheit des Ritters bemerkte, sprach er: Ritter, es dünkt mir, als ob es Noth thue, daß ich für euch das Wort nähme: ich weis, daß ihr meine Tochter Blanka gern zur Frau haben möchtet, und ich gebe sie euch; denn sie kann keinen wackrern Rittersmann bekommen, als euch. Herr König, fiel ihm die Königin ins Wort, ihr wißt die Abkunft des Fräuleins; sie kann mit keinem andern vermählt werden, als mit einem gekrönten Haupte. Diese Anwort war ein Dolchstich für Löwennel; doch faßte er sich, um seiner Ehre nichts zu vergeben, und antwortete bloß: ein Frauenzimmer, das an Haab' und Gut gewinnt, gewinnt nicht immer an Werth; doch Euch zu Gefallen, will ich von meiner Bitte abstehn.

Löwennel wollte über die abschlägliche Antwort der Königin verzweifeln, und glaubte seine Blanka auf ewig verlohren zu haben. Gadiffer seiner Seits war eben so misvergnügt als sein Freund; er legte ein gutes Vorwort für ihn beym Könige, seinem Vater, ein, der schon an sich verdrießlich war, daß die Frau Fee, seine Gemahlin, nicht in die Wahl einwilligen wollte, die er in Löwennel zu seinem Eydam getroffen hatte. Er redete sehr ernstlich darüber mit der Königin, die ihm zur Antwort gab: „Herr Gemahl, ich kenne so gut als jemand des Ritters Tapferkeit und Klugheit, und weis, daß er würdig ist, eine Prinzeßin vom königlichen Geblüte zu heyrathen: allein ihr wißt aus eigner Erfahrung, daß ein Ritter, so tapfer er auch als Junggeselle war, sobald seine Liebe gekrönt und ihm ein artiges, feines Liebchen an die Seite gegeben wird, nun nicht weiter vorwärts geht, sondern sich bloß an Heldenthaten am Tische und Bette begnügt. Löwennel muß erst noch ein Jahr nach neuen Siegen und Ehrenzeichen die Welt durchkreuzen, dann wird er von eurer Tochter noch stärker geliebt und geschätzt werden; denn eine Dame liebt mehr einen wackern Mann, als einen Feigen. Bey meiner Treue! erwiederte der König, ihr habt

Recht, schöne Dame, und ich überlasse Alles eurer Willkühr!"

Unterdessen verließen **Löwennel** und **Gadiffer**, der Sohn, die unsichtbare Burg: allein in dem Augenblick, wo sie abreisen wollten, erhielt der erste von der Königin-Fee einen Ring, der bloß an den kleinen Finger gieng. Die Königin ließ ihm zugleich sagen, wenn dieser Ring so ausgeweitet seyn würde, daß man ihn an Daumen stecken könnte, so solle er sie, voll Zuversicht, aufsuchen, und überzeugt seyn, daß sie ihm zugestehn würde, was er so sehnlich wünsche. Diese Botschaft beruhigte den Ritter wieder ein wenig. Er küßte wohl tausendmal den Ring, von dem sein Glück abhieng, und argwöhnte gleich, daß, um diesem Kleinod die erfoderliche Weite zu geben, er seine Tapferkeit verdoppeln, und noch gefährlichere Abentheuer bestehn müsse. Er befand sich an dem Englischen Hofe, in der Absicht, um den Dank des Tourniers zu kämpfen, das da gehalten werden sollte: als ein Fräulein, im Namen der Schatzmeisterin mit den drey Rosen, dem Könige **Perceforest** eine prächtige, goldene, mit Edelsteinen besetzte Krone überbrachte. Sie ließ zugleich den Monarchen bitten, daß diese Krone zum Preis des Siegers beym Tournier bestimmet, und dieser zum Könige gekrönet wer-

werden möchte. Sollte sein Erbtheil nicht groß genug seyn, um zu einem Königreich erhoben werden zu können: so ersuche sie ihn, einige Provinzen hinzuzufügen. Perceforest versprach es mit Freuden, und Löwennel „gelobte sich innerlich, an diesem Tage seine Tapferkeit zu zeigen, und den Titel eines gekrönten Königs zu erfechten, um so, mit Einwilligung der Königin von Schottland, seine Dame durch Liebe und Ruhm zu verdienen.“

Wir wollen auf einige Zeit **Löwennel**, bis zum Tag des Tourniers, im Wald von **Darnand** verlassen, wo er auf Abentheuer ausgieng, und sehn, was dem **Troylus von Königsstadt** begegnete. Wir haben gesagt, daß dieser Ritter seinen Freund **Löwennel** nach der Genesung von seinen Wunden verließ, und die schöne **Selandine**, Prinzeßin von **Seland**, seine Dame, aufsuchte, von der er, während seiner Gefangenschaft im Schloß des **Bruyant** ohne Treu und Glauben, getrennt worden war. **Selandine** hingegen war nicht minder über den Verlust ihres Liebhabers und ihres Bruders betrübt. Da alle ihre Bemühungen, sie wieder zu finden, vergebens gewesen waren: so entschloß sie sich, mit ihren Stallmeistern, Knappen und Fräuleins, nach **Seland** zurück-

zukehren. Troylus erfuhr diese Nachricht, und begab sich an Bord eines Schiffs, das nach diesem Lande segelfertig lag. Seine Fahrt war glücklich. Sein erstes Nachtlager, als er gelandet hatte, hielt er in dem Schlosse einer adlichen Dame, die ihm aber alle Hoffnung benahm, bald die wiederzusehn, die er mehr als sein Leben liebte. „Der Hof von Seland," sagte seine Wirthin, ist in die äußerste Traurigkeit durch einen schrecklichen Zufall versetzt worden, der kürzlich der Prinzeßin Selandine zugestoßen ist. Diese liebenswürdige Prinzeßin war unter ihren Fräuleins, nahm aus Scherz und Zeitvertreib den Spinnrocken der einen, und fieng an zu spinnen. Kaum hatte sie einige Fäden gesponnen, als sie in eine tiefe Betäubung verfiel, die man anfänglich für einen gewöhnlichen Schlaf ansah: allein, wie groß war die Bestürzung, als sie nach Verlauf einiger Tage, aller Hülfsmittel der geschicktesten Aerzte ohngeachtet, nicht aufwachte? Selandine befindet sich noch immer in diesem schlafenden Zustand, ohne daß ihre Schönheit das geringste dabey leidet. Ihre schöne Farbe hat nichts von ihrer Lebhaftigkeit verlohren. Der König, ihr Vater, der sie zärtlich liebt, hat sie in einen hohen Thurm bringen, und alle Thüren und Fenster desselben sorgfältig zumauren

lassen, ein einziges gegen Morgen ausgenommen, das offen geblieben ist. Er muthmaßt, daß hinter dem Schlaf seiner Tochter ein Geheimniß steckt, und daß er vielleicht der Vorbote irgend eines wichtigen Abentheuers ist; er hofft, daß die Götter bey der schönen Schlafenden mehr als einen Besuch ablegen sollen. Er, und die Tante seiner Tochter, begeben sich täglich durch einen unterirdischen Gang in den Thurm, und er steht in der festen Ueberzeugung, daß der Schlaf seiner Tochter sich mit der Verheyrathung an irgend einen mächtigen Gott endigen werde."

Die Erzählung dieser sonderbaren Geschichte versetzte den Troylus in eine so auffallende Traurigkeit, daß es der Dame des Schlosses nicht schwer fiel, seine Liebe zur Selandine zu errathen. Der Sohn dieser Dame, Namens Nero, war auch in die Reize der Prinzeßin verliebt, die ihm aber immer sehr streng und spröde begegnet hatte; unterdessen hatte er doch nicht die Hoffnung aufgegeben, nach ihrem Erwachen vielleicht günstiger von ihr behandelt zu werden, und beschwor seine Mutter, ihn von einem so gefährlichen Rival zu befreyen, als Troylus zu seyn schien. Die Dame war weder Fee noch Hexe, allein sie besaß eins von jenen schrecklichen Geheimnissen, welche der Ver-

Vernunft berauben, ohne dem Leben zu schaden. Sie vermischte den Wein, den sie dem Ritter vorsetzte, mit einem Liquor, der ihn auf der Stelle einschläferte, und als er wieder erwachte, war alles Geschehene gänzlich aus seinem Gedächtniß verwischt, so daß er ganz und gar vergaß, wie und warum er nach Seeland gekommen sey? In diesem sonderbaren Zustand von Verrücktheit verließ er seine Wirthe, ohne sich mit seiner Rüstung zu bekleiden.

Der unglückliche Ritter irrte lange im Felde umher, wo er von wilden Früchten und Wurzeln lebte, bis ihn ein Ohngefähr nach dem Schloß **Jümel** brachte, das dem Gefängnisse der **Selandine** gegenüber lag, und wo der König von Seland seinen Hof hielt. Er gieng geradezu in den Saal, worinn sich die königliche Familie befand. Man merkte sogleich, daß der Fremde nicht recht bey Sinnen sey: allein sein gutes Aussehn, sein edler Anstand und sein sanftes Wesen erregten zugleich den lebhaftesten Antheil für ihn. Sonderlich dauerte dem Könige sein Zustand, und er gab Befehl, seiner wohl zu pflegen.

Troylus verließ, von dem Augenblick an, nicht mehr den Monarchen. Eines Tages, als dieser Prinz mit seinem treuen Gefährten sein Gebet in einem der Venus, der Lucina und

der

der Göttin des Schicksals geweihtem Tempel verrichtet hatte, schlief Troylus ein und blieb die ganze Nacht im Tempel. Bey seinem Erwachen, das noch vor Tage geschah, erblickte er eine schöne Dame, die sich ihm näherte, seine Augen und Lippen mit ihrem weißen Finger berührte, und zu ihm sagte: „Herr Ritter, ich bin die Göttin der Liebe, die Stütze aller wahrhaftig Liebenden; ich kenne euren Biedersinn, und will euch helfen.“ Die Dame verschwand, Troylus hatte den Gebrauch seiner Vernunft wieder bekommen, und war außerordentlich verwundert, sich ohne Rüstung und in diesem Tempel zu finden. Er verließ ihn, und vertiefte sich im nahgelegenen Gehölze, um in seinen Gedanken über dies Abentheuer frey nachzuhängen. An einem Seitenwege wurde er einen Ritter gewahr, der im Grase ruhte, und erkannte seine Rüstung für die seinige. Troylus bemächtigte sich der Lanze, die neben ihm lehnte, weckte ihn auf, und foderte seine Waffen zurück. Nero, denn der war es, weigerte sich, sie herauszugeben. Troylus, ohne zu überlegen, welcher Gefahr er sich aussetze, griff den Verwegenen an, der sich vertheidigen wollte, allein von Troylus überwunden, und gezwungen wurde, um sein Leben zu bitten. Er gestand es ihm bloß mit dem Beding zu,

daß

daß er ihm seine Waffen wiedergeben, und bekennen solle, wie er zu ihrem Besitz gelanget sey. Hierauf beichtete Nero den niederträchtigen Kunstgriff seiner Mutter, der Dame des Schlosses, wo Troylus sein erstes Nachtlager gehalten hatte. „Elender Ritter, antwortete Troylus, weder mein Schwerdt noch meine Lanze sollen durch dein Blut entehrt werden, um aber den Schimpf abzuwaschen, womit sie unter deinen Händen befleckt worden sind: gebiete ich dir, dich dem König von Seland, im Namen des verrückten Ritters, als Gefangener zu stellen.“ Der Romanzier versichert, daß Nero sich zu dem Vater der Selandine begab, ihm seine Geschichte erzählt, und Verzeihung für seine Niederträchtigkeit in Rücksicht der heftigen Liebe erhielt, die er zu der Prinzeßin hatte.

Nach dieser That kehrte Troylus in den Tempel der drey Göttinnen zurück, und richtete sein brünstiges Gebet vorzüglich an Venus. Ein Greis, und Aufseher des Tempels, wurde von seiner Andacht erbaut, näherte sich dem Ritter, und fragte ihn um die Ursache. Troylus vertraute ihm sein Anliegen, und der Greis, der seiner Liebe zu Selandinen seinen ganzen Beyfall gab, versicherte ihm seufzend, er fürchte, der König und die Königin von Seland möch-

möchten, bey der Geburt ihrer Tochter, den Zorn der drey Göttinnen, durch Vernachläßigung irgend einer religiösen Formalität, auf sie geladen haben: „Wenn ein Kind auf unsrer Insel geboren wird, fuhr er fort, so pflegt man in dem schönsten Zimmer, eine mit Leckerbissen und unzähligen Gerichten besetzte Tafel zu dekken. Vorzüglich gehören drey, mit einem lieblichen Getränke angefüllte, Schaalen darauf. Die drey Göttinnen setzen sich an diese Tafel, und fällen ihr Urtheil über das künftige Schicksal der Neugebohrnen." Der Greis entfernte sich, nach Endigung dieser Worte, und **Troylus** vernahm ganz deutlich eine Frauenzimmerstimme, die ihm zurief: „Lieber Ritter, werde nicht läßig; denn wenn du den Muth und die Geschicklichkeit besitzest, dich in den Thurm zu stehlen, so wird dir **Venus** ein Mittel lehren, wie du die Prinzeßin ins Leben zurückrufen kannst."

Troylus zweifelte keinen Augenblick, daß **Venus** selbst es sey, die ihm dieses zugerufen habe, und zerbrach sich nun den Kopf mit tausend Anschlägen, um in den Thurm zu kommen, der, wie wir oben anmerkten, nur ein einziges, sehr hohes, Fenster hatte. Indem er sich in dieser peinigenden Verlegenheit für einen zärtlichen Liebhaber befand, fuhr ihm plötzlich der

Ge-

Gedanke an Kobold West durch den Kopf, und er schmeichelte sich, daß er ihm seinen Beystand, in Rücksicht auf die Freundschaft, nicht versagen werde, die zwischen ihm und Estonne obwalte. Gedacht und gethan! Er eilte sogleich aus dem Tempel in den Wald, rief den Kobold auf eben die Weise an, wie er ihn von Estonne hatte anrufen sehn, und West blieb nicht unerbittlich. Ein großer Vogel ließ sich zu den Füßen des Ritters nieder, der sich, voll Vertrauen, auf seinen Rücken schwang, und in einem Nu an dem so sehnlich gewünschten Fenster anlangte.

Troylus that nur einen Satz vom Fenster „in ein reichgeschmücktes und prächtig meublirtes Gemach: auf einem seidenen Bette schlummerte sanft die reizende Prinzeßin. Ihr Gesicht war mit Lilien und Rosen gefärbt, schöner, als Troylus sie je, wachend, erblickt hatte. Auch wurde er noch zehnmal verliebter als er gewesen war, und küßte das süße Liebchen wohl zwanzigmal, indem er ihr ins Ohr rief: „Liebchen erwache! Allein sie antwortete nicht; doch ihre Wangen färbten sich immer höher und höher. Da konnte sich der Ritter nicht länger entbrechen, dem Rath der Venus zu folgen, und die Göttin, die dieses sah, schüttelte die Fackel ihres Sohnes, über dem verliebten Ritter.

Ritter. Selandine, immer schlummernd, that einen tiefen Seufzer: und Troylus trat zurück, um Alles zu läugnen, wenn die Dame aufwachen und ihn beschuldigen sollte, sie verrathen zu haben."

Mit Anbruch des Tages kam Kobold West, in Vogelsgestalt, den Ritter abzuholen, der sich über seine Eile beklagte: allein der Kobold zeigte auf den König und die Tante, die eben in Saal traten, und sagte: „Still, Ritter, um eine kurze Freude muß man kein daurend Glück verscherzen." Der König und die Tante waren ihrer Seits nicht wenig erstaunt, einen ganz geharnischten Ritter zu erblicken, der auf einem Vogel zum Fenster hinausflog. Sie glaubten, es sey Gott Mars, welcher der schönen Schlafenden einen Besuch abgestattet habe.

Die Leser werden neugierig seyn, zu wissen, wo West den Ritter abgesetzt habe? In Schottland, ohnweit der Stadt der Wüsteney, weil Troylus versprochen hatte, hier den Feyerlichkeiten der Vermählung seiner Schwester Priande mit seinem Freunde, dem wakkern Estonne, beyzuwohnen. Wir wollen ihm Zeit lassen, hier seinen Muth und seine Geschicklichkeit im Tournier zu beweisen, und zu Se-

Selandinen zurückkehren, deren Zustand uns intereßiren muß.

Sie lag noch immer in Schlummer versenkt. Der König und die Tante besuchten sie täglich, seit der Erscheinung des muthmaßlichen Gottes Mars, und die Tante, als eine verständige Matrone, bekam immer mehr und mehr Verdacht, daß diese Erscheinung nicht ohne Nachtheil der Unschuld des Fräuleins abgelaufen sey. Doch hatte sie die Klugheit, „der Ehre der Damen zu Liebe", vor ihrem Bruder, dem Könige, ein Geheimniß daraus zu machen.

Als die Zeit der Entbindung Selandinens herannahte, kam sie mit einem Sohn von wunderbarer Schönheit nieder. Zum Glück war die gute Tante zugegen. „Sie nahm das Kind auf ihre Arme, und sagte: Schöner Knabe! deine Geburt ist ein großes Wunder, das deine Mutter entweder erniedrigen oder erhöhen wird." Sie legte ihn darauf neben die Prinzeßin, und küßte beyde gar herzig und freudig. Selandinens Sohn zappelte unruhig, richtete das Köpfchen in die Höhe, und suchte die mütterliche Brust: allein statt ihrer erwischte er Selandinens kleinen Finger, an dem er begierig saugte: plötzlich aber ließ er

ihn

ihn fahren, hustete, und warf etwas schwarzes aus; es war ein Dorn, der wahrscheinlich in der Fingerspitze gesteckt hatte. Indem die Tante stillschweigend das Kind und den Dorn betrachtete, erwachte **Selandine**, und glaubte nur Eine Nacht geschlafen zu haben. Die Erzählung, welche ihr die Tante von alle dem machte, was während der Zeit geschehn war, betrübte **Selandinen** bis zu Thränen; ihr Stolz war nichts weniger als von dem angeblichen Besuch des Gottes **Mars** geschmeichelt, und dies um ihres lieben **Troylus** willen. „Dankt **Venus**, sagte die Tante, daß sie euch unter ihren Schutz nahm; denn euch drohte große Gefahr. Als ihr geboren waret, und ich das Zimmer und den Tisch für die drey Göttinnen zurechte machte, vergaß ich ein Messer neben das Gedeck der Göttin des Schicksals zu legen. **Venus** und **Lucina** ließen es sich gut schmecken: allein die Göttin des Schicksals sah unmuthig aus, und als die andern Göttinnen von eurer Schönheit sprachen, runzelte sie die Stirne, und sagte: ich, der man kein Messer gegeben hat, ich bestimme ihr zum Loos, daß sie mit dem ersten Faden, den sie vom Rocken spinnen wird, sich einen Dorn in Finger stechen, und dann so lange in

einen Schlummer verfallen soll, bis ihr dieser Dorn ausgesogen wird. Ich hatte mich hinter die Thüre versteckt, und hörte traurig dies Alles mit an. Allein Venus sprach lächelnd: Liebe Schwester, ich schwöre bey der Liebe, ich will suchen, dem Uebel, zur Zufriedenheit dieses jungen Fräuleins, abzuhelfen."

Das Mährchen der Tante beruhigte Selandinen ein wenig, als plötzlich zum Fenster derselbe Vogel hineinschoß, der den Gott Mars in Thurm gebracht hatte. Er bemächtigte sich des neugebohrnen Kindes, und flog mit ihm davon. Nun wuchs **Selandinens** Betrübniß noch mehr, ohngeachtet sich die Tante bald heisch redete, um ihr begreiflich zu machen, daß wahrscheinlich der Gott **Mars** die Erziehung des Knabens niemand anders als sich selbst anvertrauen wolle, um ihn zu einem recht kriegerischen Ritter zu bilden.

Das Erwachen der Prinzeßin verursachte große Freude am Hofe ihres Vaters. Er holte sie im Triumph ab. Allein, sie, die den **Troylus** so zärtlich liebte, und sich täglich von **Nero's** Zärtlichkeit bestürmt sah, den der König ihr zum Gemahl bestimmte, brachte ihr Tage

Tage und Nächte unter Thränen und Seufzern hin. Alles, was sie von ihrem Vater erbitten konnte, war ein Aufschub ihrer Vermählung, und bis zu dessen Verlauf ließ der König ein Tournier ansagen.

Troylus hatte unterdessen Schottland verlassen, und war nach **Seeland** geeilet: wie wüthete er für Liebe und Eifersucht, als er die Nachricht von **Nero's** vorseyender Vermählung mit **Selandinen** erfuhr! „Erst muß er mich tödten?" rief er. Ehe er sich nach dem Schlosse des Königs begab, brachte er in dem Tempel der drey Göttinnen eine Nacht zu, um **Venus** anzurufen: sie erschien ihm im Schlaf, mit einem Kind auf dem Arm. „Es ist dein und **Selandinens** Sohn, sagte sie; fürchte nichts; ich schütze dich; und dieser Knabe soll einst der tapferste Ritter deines Vaterlandes werden!" Indem sie dies gesagt hatte, verschwand sie mit dem Kinde.

Voller Freude über diese Weißagung begab sich **Troylus** auf das Tournier, das der König von **Seeland** hatte ansagen lassen. Alle Seeländische Ritter, die es wagten, sich mit ihm zu messen, wurden auf das äußerste von

ihm gemißhandelt, und der Nebenbuhler Nero ärger als einer. Der König, über die Heldenthaten des unbekannten Ritters entzückt, befahl, daß ihm der Preis zuerkannt werden sollte, und er empfieng ihn aus den Händen der traurigen Selandine. Indem er vor ihr kniete, lüpftete er ein wenig das Visier; das Fräulein erkannte ihn, that einen lauten Schrey, und sank ihren Hofdamen ohnmächtig in die Arme.

Als sie wieder zu sich selbst gekommen war, sann sie auf Mittel, wie sie ihren Ritter insgeheim zu sprechen bekommen möchte. Es gelang den beyden Verliebten, und in dieser Unterredung klärte sich, zu Selandinens Freude, auch das Geheimnißvolle der Thurmgeschichte auf. Das Resultat war eine Entführung, die in der folgenden Nacht vor sich gieng. Das Fräulein ließ auf ihrem Tisch ein Billet an ihren Vater zurück, worinn sie ihm schrieb, daß der Gott der Schlachten, unwillig, daß man sie an einen Erdensohn verheyrathen wolle, sie in ein Land entführt habe, wo sie als Göttin verehrt werden würde.

Der König und die Tante büßten zwar ungern Selandinen ein, doch trösteten sie sich

mit

mit der Ehre, welche **Mars** ihrer Familie erwiesen hatte. Die Prinzeßin und ihr Liebhaber seegelten indeß fröhlich auf England zu, und erreichten es in dem Augenblick des berufenen Tourniers, das **Perceforest** zu Ehren des einzigen Gottes anstellte. **Löwennel** freute sich, seinen Freund **Troylus** so glücklich zu sehn, und **Blanka** wurde **Selandinens** vertrauteste Freundin.

Die Hoffnung, die Krone zu erlangen, mit welcher der Besitz der Dame seiner Gedanken verbunden war, spornte **Löwennel** zu außerordentlichen Thaten. Das Tournier war noch nicht zu Ende, als er ein wenig sich entfernte, um auszuruhn. Er blickte nach dem Ring, und wurde mit Entzücken gewahr, daß er sich so weit ausgeweitet hatte, um an den Daumen gesteckt werden zu können. In dem Augenblick erscholl der Zuruf der Herolde: „Edler Ritter, seyd ihr ermattet, und entsagt ihr dem Preis des Tourniers?“ — **Löwennel**, beschämt, schwang sich wieder auf sein Roß, und besiegte alle Ritter, die ihm den Preis streitig zu machen suchten. Allein wie groß war seine Verzweiflung, als er den Ring vermißte. „Ach! rief er, unter einer Fluth von Thränen; ich

habe ihn verlohren; all' mein Glück ist dahin; nie werde ich Blanka's Gemahl werden!"

Statt sich in den Saal des Pallastes zu begeben, um die Krone zu empfangen, die er so wohl verdient hatte, vertiefte er sich in den Wald von Darnand, um sein Unglück zu beweinen. Perceforest und der ganze Hof harrten lange des tapfern Löwennels, und als er nicht erschien, übernahm es der König selbst, ihn aufzusuchen. Er fand ihn, und konnte nicht begreifen, wie ihn der Verlust eines Ringes so niederschlagen konnte. Als aber Löwennel ihm erklärt hatte, was es für eine Bewandniß damit habe, versprach ihm Perceforest, ein gutes Wort für ihn bey seiner Schwägerin einzulegen. Sie kehrten zusammen nach dem Pallast zurück, und als Löwennel in den Saal trat, riefen die Herolde einstimmig: „Heil dem Ritter, dem die Krone gebührt! man bringe ihm den Dank des Tourniers! Löwennel grüßte furchtsam den König und die Königin von Schottland, die den Ring zu sehn verlangte. Löwennel antwortete schüchtern, daß er ihm entwendet worden sey. Die Königin stellte sich Anfangs darüber entrüstet; setzte aber endlich dazu:

„Eure

„Eure zu große Demuth täuschet euch; ihr beklagt euch ohne Grund, denn ich bemerke den Ring an eurem rechten Daumen.“ In der That war der, dem Ritter durch Zauberey geraubte Ring, durch ein andres magisches Kunststückchen der Königin Fee, ihm wieder an Finger prakticirt worden, welches denn dem Ritter seinen vorigen Muth wiedergab, und ihn mit den süßesten Hoffnungen schmeichelte.

Hierauf ruften, auf Befehl des Königs, die Herolde, zum Sieger im Tournier, den Ritter aus; „der auf seinem Schilde das Bild einer Königin führte, vor der ein Ritter flehend auf den Knieen lag.“ Dies war eine Anspielung auf die Strenge der Königin Fee, welche **Löwennel** hatte auf sein Schild malen lassen. Sechs Fräuleins brachten ihm nun, mit den gewöhnlichen Ceremonien, die Krone, und **Blanka's** Hand war der letzte und schönste Lohn für alle seine Thaten.

Löwennel, Troylus und die übrigen Ritter genossen nun auf ihren Schlössern und ritterlichen Vesten, die Süßigkeiten der Ruhe und der Liebe. Kein Tournier gieng vorbey, wo sie nicht Beweise ihrer Tapferkeit gaben.

Bey dem Einfall der Römer aber kamen sie, mit der ganzen Ritterschaft Englands und Schottlands, in der berühmten Schlacht um, welche auf der Ebene vor dem Frey-Pallaste geliefert wurde. Ihre Gattinnen waren untröstlich. Die Hoffnung, ihre Söhne einst zu Rächern ihrer Väter und Rettern des Vaterlands aufwachsen zu sehn, vermochte allein, ihnen das Leben etwas erträglich zu machen.

II. Volks-

II.

Volks-Romane.

Cy commence l'histoire du vaillant chevalier Pierre de Provence & de la belle Maguelonne. 1480. in 4. *)

Die Geschichte der schönen Magelona und ihres Peters ist ein Roman, welcher unter den Romanen seines Zeitalters so gut seine Rolle spielte, als bey uns **Werther**, **Siegwart**, **Agathon** und andre mehr; man hat verschiedene alte und neue deutsche Uebersetzungen davon: die bekannteste der letztern ist wohl die, welche unter dem Titel: **Historie der schönen Magellone**, wahrer Volksroman geworden ist.

Peter

*) Eine dieser sehr ähnliche Geschichte findet der Leser in dem 6. Theil der Tausend und eine Nacht: Geschichte des Prinzen Kamaralzamann und der Prinzeßin Badoure.

Peter war ein Sohn des Grafen Johan Cerise von Provinzia. Seine Mutter war eine Tochter Alveri von Dalbara. Er war männlich stark und ein mächtiger Ritter, der beste Renner im Land. Einst gab sein Vater ein prächtiges Tournier, wo er den Preis bekam. Die Edlen und versammelten Ritter waren weit und breit bey manchem Tournier gewesen, erzählten da beym fröhlichen Mede mancherley. Auch erzählten einige von der übergroßen Schönheit der holden Magelona, des Königs Magelan von Neapolis Tochter. — Einer von diesen regte auch Petern an, und sprach: „Ihr sollet wandern, und die Welt suchen, und euch üben in Ritterspielen, damit ihr weiter bekannt werdet; und ohne Zweifel, so ihr mir also folget, ihr werdet eine schöne Bulerin überkommen." — Peter nahm diese Worte zu Herzen, und da er nicht längst von der schönen Magelona gehört, empfand er einen innerlichen Trieb, auszuziehen auf Abentheuer und die schöne Prinzeßin zu sehen. Er nahm Urlaub von seinem Vater, der ihm, so wie auch seine Frau Mutter, manchen guten Trost und Vermahnung mit auf den Weg gab, und ihn in Gottes und aller Heiligen Namen ziehen ließ. Seine Frau Mutter gab ihm drey sehr schöne Ringe mit auf den Weg. Er nahm

mit sich „Edel und Unedel, ihm zu dienen,“ und zog auf das eiligste fort, bis nach Neapolis, und zog zur Herberge auf einen Platz, welcher auf den heutigen Tag genannt wird: der Fürstenplatz. Hier erfuhr er von seinem Wirth, daß ein Edler Herr von Carpona hier wäre, dem der König, ob seiner großen Mannheit, große Ehre erwiese, und daß auf den nächstkünftigen Sonntag ein groß Tournier sey. Peter fragte seinen Wirth, ob auch fremde Renner und Tournierer zugelassen würden? „antwortet ihm sein Wirth: Ja, gern; doch daß einer gerüstet nach aller Nothdurft auf die Bahn komme.“

„Den nächstfolgenden Sonntag stund Peter früh auf, denn er begehrte die schöne Magelona zu sehen, und hörte die Predigt. Er ließ auch sein Pferd mit allem Zugehör versehen, desgleichen auch seine Kleidung, ließ sich machen „zween silberne Schlüssel auf den Helm, dabey er möchte erkannt werden, in der Ehre des Himmelsfürsten, S. Petrus des Apostels, auch dieweil er den Namen von ihm trüge.“ — Auch ließ er auf alle sein Zeug solche Schlüssel machen.

Als sich nun die Tournierzeit nahete, und der König samt seiner Gemahlin und Tochter den Schaustuhl bestiegen hatte, kam Peter

mit

mit Knecht und Knaben auf die Bahn. Der Herold rufte aus: „Welcher da willens wäre, von wegen Jungfrauen und Frauen einen Spieß zu brechen, der sollte auf die Bahn ziehen.“ Nachdem etliche ihr Glück versucht und ihre Lanzen gebrochen hatten, kam auch **Peter**, rennete sie alle ab, und gewann den Dank. Der König ließ nach seinem Namen fragen, und **Peter** gab sich für einen armen Edelmann aus Frankreich aus. Der König merkte wohl, daß er wollte unerkannt seyn, ließ es bey dieser Rede bewenden, doch hatte er große Acht auf ihn, desgleichen auch die **schöne Magelona** und alle Frauen und Jungfrauen.

Von diesem Augenblick empfand die **schöne Magelona** eine innerliche Liebe zu dem ihr unbekannten Ritter mit den silbernen Schlüsseln. Sie bat ihren Herrn Vater immer, Tourniere anzustellen, alles, um **Petern** zu sehen, und ihr Herr Vater willfahrte ihr herzlich gern, und **Peter** gewann, wie man leicht denken kann, allemal den Preis. — Endlich ließ der König **Petern** einmal gar zur Tafel invitiren, darüber war sowohl er, als auch **Magelona** sehr froh. — Als man nun aufstand von Tisch, ein wenig zu kurzweilen, und sich die Zeit zu vertreiben, so rufte die **schöne**

Ma-

Magelona Petern; dieser kam eilig und vernahm aus ihrem holden Munde die süßesten Lobeserhebungen, die er nach Möglichkeit züchtiglich beantwortete und beschloß: „Ich will nun auch Ew. Gnaden allerwegens unterthänig seyn, es sey wo es wolle.“ Die schöne Magelona nahm dieses Erbieten an, und folgte, wiewohl ungern, ihrer Frau Mutter ins Zimmer, doch sagte sie beym Abschiede: „Edler Ritter, ich bitte euch freundlich, ihr wollet oft hereinkommen zu kurzweilen, denn ich habe etwas mit euch im Geheim zu reden, und beschweret mich nicht wenig, daß ich jetzo verhindert werde,“ und sah ihn freundlich an. Ihr holdseliger Blick machte die Wunde des liebekranken Peters viel tiefer. — Da kam der König und bat ihn freundlich um seinen Namen: aber Peter blieb bey der schon einmal gegebenen Antwort, nahm Urlaub vom König, und gieng in seine Herberge. —

Sobald Peter nach Hause kam, hieng er seinen süßesten Gedanken an die schöne Magelona nach. Diese dachte nicht weniger an den ihr so lieben Ritter; ihr Schmerz vergrößerte sich täglich, und endlich machte sie ihre Amme zu ihrer Vertrauten. Diese erschrak sehr, stellte ihr ihren hohen Stand vor, und

ihre Krone. Magelona, hätte sie **Hofmannswaldau** gelesen *), und wär so fertig gewesen, wie unsre jetzigen belesenen Frauenzimmer VV. aus Dichtern zu citiren, würde ihr gewiß dieses Sprüchlein entgegengesetzt haben:

— — — reine Lieb und Tugend
ist älter in der Welt, als dies, was Krone heißt.

Aber diesen Dichter hatte sie nicht gelesen. — Doch that sie etwas, das ihre Amme wohl besser überzeugte, als hundert Verse aus irgend einem Dichter; sie fiel in Ohnmacht. Wir zweifeln gar nicht daran, daß dieses eine wirkliche Ohnmacht war, denn unmöglich hätte es damals das Frauenzimmer schon so weit in der Verstellungskunst, wie jetzt, gebracht. — Die Amme wurde sehr gerührt und sprach: „Meine allerliebste Tochter! dieweil es euer Begehr und Wille ist, will ich mich befleißigen.

*) Die Leser werden mir verzeihen, daß ich einen Dichter anführe, der so viel verdammt und so wenig gelesen wird. — Ich bin zwar nicht willens, eine Vertheidigung für denselben zu schreiben; doch muß ich frey bekennen, daß ich ihn sehr gern *lese*. — Veniam petimusque damusque vicissim.

gen. Seyd nur getrost, und bekümmert euch nicht mehr." —

Darauf gieng die Amme in die Kirche und fand den Ritter betend; sie spann ein Gespräch an, und konnte aber weder seinen Namen noch Stand erfahren; doch sagte er: „mein Geschlecht ist groß und hochgeadelt!" und gab ihr einen von den drey Ringen, welche ihm seine Frau Mutter mitgegeben hatte, für die **schöne Magelona.** — Diese empfieng den Ring mit innigstem Vergnügen, und konnte nicht satt werden, ihn zu besehen und zu küssen, und bat ihre Amme, ihm ihre Liebe erkennen zu geben. Diese aber widerrieth es ihr. **Magelona** aber träumte die ganze Nacht nur von ihrem Lieben. —

Peter traf nach einigen Tagen die Amme wieder in der Kirche an. Er gieng zu ihr, gab ihr den zweyten Ring für die schöne **Magelona**, und entdeckte ihr seine Liebe. Die Amme wurde überwunden, und versprach ihm eine Zusammenkunft mit seiner Herzgeliebten.

Magelona empfieng auch diesen Ring, und gab herzlichgern ihre Einwilligung zu der Unterredung mit dem Ritter. —

Die Amme kam wieder zu dem Ritter und bestimmte ihm die Stunde der sehnlichge-

wünschten Zusammenkunft, doch äußerte sie verschiedenes Mißtrauen gegen ihn, und begehrte ihr zu versprechen, auf Edelmanns Treu, „daß seine Liebe nicht anders beschaffen sey, als in Zucht und Ehren." — Der Ritter willfahrte ihr hierinn herzlich gern, kniete nieder, und sprach: „Meine liebe Frau! ich verheiße und schwöre euch hier vor Gott, meinem Schöpfer, daß meine Meynung und Gemüth, nichts anders zu erlangen, so es Gottes Wille wäre, denn die Liebe der schönsten Magelona zum heilgen Sakrament der Ehe, oder Gott helfe mir nicht in dieser Welt, Amen!" — Hiermit war die Amme zufrieden.

Peter nahm die Zeit wohl in Acht, und kam zur bestimmten Stunde. Er fand die schöne Magelona mit ihrer Amme allein. „Sobald ihn die schöne Magelona ersahe, verwandelte sich ihr Geblüt, und ward so roth in ihrem Angesichte als eine Rose, und hätte guten Willen gehabt, gegen ihn aufzustehen, und in die Arme zu nehmen und zu küssen; denn die Liebe thät sie darzu reizen; ꝛc.". — Die Amme gieng hinaus; und nun könnten wir ein schönes Toilettenstück damaliger Zeit liefern, ein Gespräch, als irgend eine reizende Markise mit einem jungen Chevalier halten kann,

kann, doch in Züchten und Ehren versteht sich; denn das hatte Peter geschworen, und den Rittern der damaligen Zeit war ihr Schwur heiliger, als manchem ihrer jetzigen Nachkommen. — Die Schöne unsers Ritters nahm mitten in dem Gespräche ihre güldene Kette vom Hals, und hieng sie um den seinen, und Peter schenkte ihr seinen dritten Ring. — Hierauf kam die Amme wieder, und Peter schied fröhlich und wohlgemuthet von seiner Herzgeliebten. Eh er aber schied, entdeckte er der Prinzeßin, daß er der einige Sohn des Grafen von Provinzia, und sein Oheim der König in Frankreich sey. —

Um diese Zeit kam ein mächtiger Ritter „aus dem Lande **Romandi**" nach **Neapolis**, Hr. **Friedrich von der Kron.** Er war ein starker Ritter, und suchte sich die Gunst der schönen **Magelona** zu erwerben. Der König erlaubte ihm ein Ritterspiel in seiner Stadt zu halten, und ließ daher in allen umliegenden Orten ausrufen: „Welcher Ritter willens wäre zu stechen, aus Liebe der Jungfrauen, oder Frauen, die sollten erscheinen in der Stadt Neapolis am Tage unsrer Frauen Geburt: da würde man sehen wen sie lieb hätte." — Da erschienen viel mächtige Ritter und Fürsten.

 „Herr

„Herr Antoni, ein Bruder des Herzogs von Savoyen; Hr. Friedrich, ein Bruder des Markgrafen von Monteferrat; Hr. Eduard, ein Bruder des Herzogs von Bourbon; Herr Peter, ein Neve des Königs von Böhmen; Hr. Heinrich, ein Sohn des Königs von England; Hr. Jakob, des Grafen von Provinzia Bruder, ein Vetter des Ritters mit den silbernen Schlüsseln, wiewohl sie einander auf diesmal nicht erkannten, und viel andre mehr." Und es begann eins der schönsten Tourniere der Welt. — So mannhaft aber auch alle Ritter waren, so mußten sie doch Petern mit den silbernen Schlüsseln weichen, der auch diesmal wieder den Dank aus den richterlichen Händen seiner Herzgeliebten, der schönen Magelona, empfieng. — —

So heiter aber bisher unsern Lieben der Himmel gelacht hatte, so dunkel umwölkte er sich jetzt, und drohete ein starkes Ungewitter. Der König Magelon wollte seine Tochter verheyrathen. Die beyden Lieben waren in der äußersten Verlegenheit, und Magelona ergab sich endlich in den Willen ihres geliebten Peters, welcher die Flucht rieth. —

Als die liebliche Nacht ihre schwarzen Fittige am dunkelsten über unsre Erde breitete,

kam

kam Peter an das bestimmte Pförtlein mit drey Pferden, von welchem eins mit Proviant beladen war. Die schöne Magelona hatte Gold, Silber und Edelsteine bey sich, kam zitternd zu dem Pförtlein, und eilte in die Arme ihres Geliebten. — — Dieser setzte sie „auf ein schönes englisches Klepperlein, das sanft gieng von Vortheil," *) drauf schwang

*) Obgleich Cervantes in der Geschichte des mannhaften Ritters Don Quixott uns das Pferd schauen läßt, welches nach dem gemacht seyn soll, auf welchem Peter Magelonen entführte, auch der Holzschnitt der deutschen Uebersetzung uns das liebende Paar bey ihrer Flucht auf einem Rosse vorstellt: so hat doch dieses alles sowohl die klaren Worte des Originals, als auch eines Manuscripts dieser Geschichte, und sowohl die Holzschnitte des erstern als die zierlichgemalten Bilder des letztern wider sich. — Jedes sitzt auf einem besondern Pferde, und ich vermuthe, daß das hölzerne Pferd eine bloße Erfindung des Cervantes ist. Der Verfertiger der Holzschnitte des deutschen Exemplars hat gewiß die Holzschnitte der französischen Ausgabe nicht gesehen; denn in dieser führt Magelona keinen Sonnenfächer, keine Circaßienne, Peter keinen Federhut, keinen englischen

er sich zu Roß, und so ritten sie beyde die ganze Nacht, bis der Tag anbrach. Peter suchte die dicksten Hölzer nach dem Meer zu. — Da sie in der Mitte des Holzes waren, zogen sie den Pferden die Zäume ab und ließen sie grasen, setzten sich trautlich ins Gras und redeten viel, wie Verliebte pflegen. — Endlich schlief die schöne Magelona, welche sehr müde war, ein, und legte ihr Haupt in Peters Schoos. —

Unterdeß erhob sich in Neapolis ein grosser Lärm; alles setzte unsern Liebenden nach. Der König aß und trank nichts vor Trauern. „Es war auch erbärmlich zu sehen der Königin Wesen, und andern Jungfrauen des Hofs, auch durch die ganze Stadt Neapolis.“ — Alle Bemühung der Suchenden war vergebens, etliche kamen in sechs, andere in funfzehn Tagen wieder, aber alle ohne die geringste Spur, von dem Aufenthalt der zwey Flüchtigen zu erfahren.

Als nun die schöne Magelona entschlafen war, „da hatte Peter keine größere Lust, als

lischen Frak, und der König von Neapolis nicht den Orden des goldenen Vließes, wie in der deutschen Ausgabe.

als im Anschauen seiner Allerliebsten." Da er nun ihre Rosenwangen, ihren Purpurmund, die schönen goldgelben Haare, welche sich ringelnd den vollen weißen Nacken hinunterschlangen, besehen hatte, konnte er sich nicht enthalten, „sondern schnürte sie auch auf, ihre schönen weißen Brüste zu besehen. Als er nun solches thät, ward er in der Liebe ganz entzündet, und deuchte ihm, er wäre im Himmel." Da er nun so wonnetrunken umherblickte, sah er einen rothen zusammengewickelten **Zindel** in dem schönen Busen. Er wikkelte ihn auf, und fand seine ihr drey geschenkten Ringe drinn. Da er sie besehen hatte, wickelte er sie wieder zusammen, und legte sie neben sich auf einen Stein, ganz in süßes Anschauen versunken, „daß er nicht wußte, wo er war. Aber Gott der Allmächtige zeigte ihm, daß in dieser Welt keine Freude wäre ohne Traurigkeit." — Es kam ein Raubvogel, sahe den Zindel liegen, meynte es wäre Fleisch, nahm ihn und floh davon.

Peter eilte zornig dem Vogel nach, nahm aber vorher seinen Mantel und legte das Haupt seiner Geliebten drauf. Er verfolgte den Vogel heftig mit Steinen. Dieser flog endlich auf einen Felsen im Meer, und ließ den Zindel ins Meer fallen. Peter lief ängstlich an dem

Ufer hin und wieder, und fand endlich einen lecken Fischerkahn. Hier stieg er hinein und fuhr nach dem Felsen zu. Auf einmal erhob sich ein rasender Sturm; **Peter** wird ins Meer getrieben, klagt, weint, und jammert um seine geliebte **Magelona**, und hält ein drey Seiten langes Gebet. —

Schnell kam ein Raubschiff und nahm ihn am Bord. „Aber **Peter** war vor Liebe bald todt.“ Drauf brachten sie ihn nach **Alexandria** und schenkten ihn dem Sultan, und ward dessen Page. Er lernte **Mohrisch** und **Griechisch**, und jedermann gewann ihn lieb, und der Sultan ließ ihn wie seinen Sohn halten. Aber **Peter** wünschte ertrunken oder bey seiner **Magelona** zu seyn, und bat Gott oft, „daß er ihm Gnade gebe, daß er das heilige Sakrament der Ehe möchte empfangen, ehe er stürbe.“ —

Die schöne **Magelona** begann ihrer heftig, als sie aufwachte und ihren lieben **Peter** nicht fand. Es ist nicht zu beschreiben, wie sie ihrer begann, und endlich fiel sie in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, fieng sie von neuem an zu weinen und zu wehklagen. Sie glaubte, **Peter** habe sie willig verlassen. — Als die Nacht kam, stieg sie auf einen Baum. —

Es gieng der Erde ein neuer Tag auf, als sie von dem Baum stieg, den Pferden die Zügel nahm, und ihren Weg betrübt fortsetzte. Sie traf eine Pilgerin an, von dieser tauschte sie das Pilgerkleid gegen ihre schönen Kleider ein, machte sich mit „Erdreich und Speichel" im Gesicht unkenntlich, und wollte nach Rom.

Hier gieng sie in die St. Peterskirche, und verrichtete ihr andächtiges Gebet, welches unser Autor nicht hat lassen verlohren gehen; es nimmt nur ein halb Dutzend Seiten ein, und ist recht sehr erbaulich. Jetzt halten so wenig Menschen etwas vom Gebet, wir wollens also auch weglassen; denn es würde doch nur überschlagen. Sie blieb funfzehn Tage im Spital zu Rom, und besuchte die Peterskirche alle Morgen mit einem frischen Gebet. Drauf gieng sie nach Genua, und von hier nach Provinzia.

Hier ließ sie von ihrem Gelde auf die Insel des heidnischen Ports ein Spital bauen, und eine Kirche. In diese Kirche kam ein Altar zum Andenken ihres Ritters, St. Peter genannt; die Kirche selbst hieß: St. Peter von Magelona. — Hier ward sie Spitalmeisterin, wartete und pflegte die Kranken, und kam bald in den Ruf großer Heiligkeit. —

Es

Es kam auch die Gräfin von Provinzia, Peters Mutter, klagte ihr ihr Leid, und schied wohl getröstet von hinnen.

Einst fischten die Fischer des Orts und fiengen „einen Fisch, genannt Meerwolf.“ — Dieser Meerwolf kam in die gräfliche Küche. Da er nun sollte zugerichtet werden, fanden sie den rothen Zindel in seinem Bauch. Die Gräfin erkannte gleich ihre drey Ringe, und glaubte, ihr geliebter Sohn müsse ertrunken seyn. Sie, der Graf, ihr Gemahl, das ganze Haus und die Provinz legten Trauer an. Die fromme Spitalmeisterin (die Gräfin kannte Magelonen nicht) tröstete sie zwar aus allen Kräften, aber innerlich war ihr Herz selbst untröstlich, und als die Gräfin fort war, brach sie in einen Thränenstrom und in eine Menge rührender Klagen aus. —

Peter unterdessen, ob es ihm gleich bey dem Sultan wohlgieng, sehnte sich doch nach seinem Vaterland und der herzgeliebten Magelona zurück; und einst, als der Sultan ein großes Fest gab, ersah er seine Zeit, und bat um seine Freyheit. Der Sultan wollte nicht drein willigen, doch ließ er ihn endlich ziehen, doch sprach er: „du wirst mir versprechen, so du Vater und Mutter besucht hast, du wollst wieder zü mir kommen, und so du ihm also

thust,

thust, wirst du thun als ein Weiser." Peter versprachs. Drauf gab ihm der Sultan einen Brief mit, mit dem Befehl: im ganzen Morgenland, und in allen Theilen seines Reichs, Petern als den Sultan selbst zu halten; auch gab er ihm eine große Menge Gold, Silber und Kleinodien mit. Drauf ließ sich Peter 14 Legel machen, ließ sie auf beyden Seiten mit Salz und in der Mitten mit dem Schatz füllen. —

Peter gieng zu Schiffe und kam mit gutem Wind bis zur Insel Sagona. Hier stieg er aus, weidete seinen Geist an der farbigten Blumenflur, und setzte sich mitten drunter und schlief ein. Indem erhub sich guter Wind, jedermann gieng an Bord. Man rufte Petern, aber er war nicht zu finden, und das Schiff fuhr fort. — Da sie nun an die Insel des heidnischen Ports kamen, schenkten sie die Legel in den Spital. —

Eines Tages wollte die Spitalmeisterin Salz holen, und entdeckte den Schatz. — Alsobald ließ sie Werkleute kommen und baute die Kirche und den Spital gar prächtig und schön aus. —

Als Peter aufwachte, lief er eilig zum Meer; da er aber das Schiff nicht fand, brach er im heftigsten Schmerz in die bittersten Kla-

gen aus. — Den folgenden Tag nahmen ihn zwey Fischer in ihren Kahn, und brachten ihn in einen Spital, wo er unbewußt mit seinen Legeln unter einem Dache war, und wo er neun Monden lang krank lag.

Als er ein wenig wiederhergestellt war, begab er sich zu Schiffe, in sein Vaterland zurückzukehren, und blieb unterwegs in dem Spital seiner geliebten Magelona.

Diese wartete ihn aufs beste, und endlich erkannten sie einander, gaben sich auch endlich seinen Eltern zu erkennen, und flossen ganz von seliger Wonne über. —

Zuletzt gab sie der Bischof zusammen. Sie hielten Beylager, und die Feyerlichkeiten dauerten vierzehn Tage. Der einzige Sohn ihrer achtzehnjährigen Ehe wurde hernach König von Neapolis und Graf von Provinzia. —

Ulps.

III.

III.

Deutsche Romane.

V a c a n t.

IV.

Romane

der

Ausländer.

Der kleine Candide,

eine moralische Erzählung

für Kinder von jedem Alter.

Der Petit Candide, par Mr. l'abbé de la Mouche, ist ein moderner Roman, den wir unsern Lesern, wegen seiner Unterhaltung und Kürze, statt eines Auszugs lieber ganz mittheilen.

Anton Bernhard, mein Großvater, war ein ehrlicher braver Mann, und **Anton Bernhard**, mein Vater, erhielt von ihm eine vortrefliche Erziehung. In seinem vierzehnten Jahre saß er schon mit im Gewölbe, schrieb, rechnete, und arbeitete mit einer Fertigkeit und mit einem Eifer, daß sein Name weit und breit bekannt wurde, und die Schlangenbrut der Neider weckte.

Weiter kann ich meiner Herkunft nicht nachspüren. Wären unsre Familien-Urkunden nicht mit verbrannt, als der vierte Theil meines Geburtsorts im Rauch aufgieng: so wollte ich mit Hülfe des Herrn S**rs beweisen, daß mein Großvater auch einen Vater, und dieser ebenfalls den Seinigen hatte, und so würde ich mit ihm von einem Jahrhundert zum andern und von einem Vater zum andern hinaufsteigen, bis ich die vollständigste Probe dargelegt hätte, daß ich meine Ahnen habe.

Am Tage meiner Geburt bemerkten meine Verwandten mit eben so viel Erstaunen als Vergnügen eine Erscheinung von sehr guter Vorbedeutung. Zwo Tauben setzten sich auf meine Wiege und umschatteten mich mit ihren ausgebreiteten Flügeln. Der Pfarrer, welcher dies Wunderzeichen mit ansah, machte mit meiner Familie daraus den natürlichen Schluß, daß ich unmittelbar unter dem Schutz des heiligen Geistes stehen, und, wie der Erzengel Michael, den Feind aller Wahrheit unter meine Füße treten würde.

Das Gerücht von diesem Wunder verursachte einen ungeheuern Zulauf des Volks bey meiner Taufe, wo man mir den Namen meiner Voreltern gab, und mich **Anton Bernhard** nennte.

In

In meiner zarten Kindheit schon hatte ich das Unglück, meinen Vater und Großvater zu verlieren. Ich blieb als der einzige Zweig des Bernhardischen Stamms bey meiner Mutter, die in ihrem Wittwenstande den gefährlichsten Versuchungen standhaft, wie eine andere Artemisie, widerstand.

Sie sammelte den Ueberrest eines geringen Vermögens, berichtigte die frommen Vermächtnisse und die Gerichtskosten, kaufte ein Häuschen mit einem artigen Gärtchen am Ende der Stadt, und machte sich eine jährliche Rente von hundert Pistolen.

Bey dieser Einnahme, die sie mit strenger Sparsamkeit verwaltete, lebte sie immer noch glücklich genug. Sie traktirte sogar zuweilen ihren Arzt, ihren Beichtvater und den Herrn Pfarrer; drey Personen, die sich ihres ganzen Vertrauens rühmen konnten.

Mit zärtlicher Gewissenhaftigkeit widmete sie sich der Erziehung ihres geliebten Sohns. In der Schule lernte ich Latein; zu Hause las ich die Sonntags-Evangelien, das Leben der Heiligen, und zur Abwechselung einige Predigten vom Pater Abraham di Santa Clara. Das war, außer verschiedenen Erbauungsbüchern, unsre ganze Bibliothek.

Madam **Bernhard** hatte zwo wichtige Lehren, die sie mir ohne Aufhören vorpredigte. „Lieber Sohn, sprach sie, fürchte Gott, und hasse die Lügen, so wird dirs immer wohl gehen; denke fein an das Wunder mit den zwo Tauben, die dich mit ihren Flügeln umschatteten; das bedeutet, daß der heilige Geist, der Feind der Lügen, dich in seine besondre Obhut nehmen wird. O unsre Tugenden oder Laster hängen oft von einem kleinen Umstand ab! Wer weis, ob Frankreich christkatholisch wäre, hätte nicht eine Taube dem **Chlodowich** das heilige Oelfläschchen zugebracht?" In der That wurde ich durch das Andenken an diese beyden Vögel in der Liebe zur Wahrheit ungemein bestärket. Ich hatte übrigens das Beyspiel meiner Mutter vor Augen, die in ihrem Leben nur zweymal, und noch dazu nur gegen ihren Mann, gelogen hatte, worüber sie sich noch in ihren alten Tagen Vorwürfe machte. Wenn ich auch nur im mindesten von der Wahrheit abwiche, so setzte es eine harte Buße. Diese Züchtigungen und das Beyspiel meiner Mutter hatten mit der Zeit ihren guten Nutzen, und man wird sehen, daß ich mein ganzes Leben hindurch einen gerechten Abscheu vor allen Lügen behalten habe.

In meinem funfzehnten Jahre las ich den **Virgil** und den **Cicero**, und wußte das Leben und die Wunder aller Heiligen der goldnen Legende auswendig. Meine Mutter glaubte, daß ich nun ausgelernt hätte. Sie ließ mich eines Tages zu sich kommen, entfernte ihre Leute, nämlich ihre Magd **Therese**, und hielt mir folgende Predigt, auf die sie wohl acht Tage studirt haben mochte: „Lieber Sohn, sprach sie, ich habe dich nun so weit gebracht, daß du deine Laufbahn in der großen Welt antreten kannst; Du mußt jetzt einen bestimmten Beruf ergreifen, und für dein Auskommen sorgen. Du weißt, daß mein Vermögen gering ist, kaum gewährt es mir in meinem Alter die nöthige Unterstützung, und für deine Bedürfnisse wird künftig nichts übrig bleiben. Aber ich schicke dich nach Paris zu einem reichen Vetter, der dort eine ansehnliche Stelle bey dem Finanzdepartement bekleidet. Dein Vater hat ehedem viel für ihn gethan, und er wird dessen eingedenk seyn. Ich habe eine Menge von Briefen gefunden, worinnen er versichert, daß er gewiß erkenntlich seyn und mit Vergnügen die Gelegenheit ergreifen würde, wo er ihm wieder dienen könnte. Also gehe, und erndte du die Früchte der dankbaren Gesinnung, die er deinem Vater widmete. Deine Sachen sind

 fertig;

fertig; hier hast du zwanzig Louisd'or, die ich für dich erspart habe; in acht Tagen kannst du mit der Kutsche abreisen. Nimm indessen Abschied vom Herrn Pfarrer, von deinem Lehrmeister und von deinen guten Freunden; vergiß mir nicht das Wunder mit den zwo Tauben, die dir den Schutz des heiligen Geistes verkündigten, und bedenke, daß die Furcht Gottes und der Haß der Lügen die sichersten Mittel sind, in der Welt geehrt und beliebt zu werden."

Ich antwortete mit Thränen, und schwur, der Wahrheit treu zu bleiben, damit ich die Achtung und Liebe der Leute, und besonders meines Herrn Vetters, verdienen möchte.

Beym Abschied küßte mich noch meine Mutter, und badete sich in Thränen; auch ich weinte bitterlich. Endlich stieg ich in die Postkutsche, und überließ mich meinem Schicksale und den Stürmen eines so gefährlichen Elements, ausgerüstet mit dem bewährten Compaß der Furcht Gottes und des Hasses der Lügen.

Gleich nach meiner Ankunft zu Paris ließ ich mich zu meinem Vetter, Herrn Bernhard von Marinville, führen. Ich gieng ohne Anstand in das Haus und stieg die Treppe hinauf. Da stolperte ein Portier hinter mir drein, hielt

hielt mich an, und fragte, zu wem ich wollte? Zu meinem Vetter, sprach ich; meine Mutter schickt mich, und hat mich ihm empfohlen. Der Portier ließ mich gehen, und glaubte vermuthlich, ich hätte die Ehre, mit einem der Bedienten verwandt zu seyn. Ich stieg hinauf, irrte in den unermeßlichen Zimmern umher, und fragte überall nach meinem Herrn Vetter. Jedermann lachte über mich, und kehrte mir den Rücken zu. Endlich machte ich so viel Lärmens und Schreyens um meinen Vetter, daß man ihm von meinem Besuch Nachricht gab. Man ließ mich in ein ansehnliches Gemach treten, wo mich Verguldung und Spiegel von allen Seiten blendeten. Kaum wagte ich es, meine Füße auf den bunten Teppich zu setzen; ich war außer mir vor Erstaunen bey dem Anblick so vieler Herrlichkeit, und es überfiel mich ein Zittern. Da erschien mein Vetter, in einen kostbaren Schlafrock gehüllt, machte ein sehr ernsthaftes Gesicht, und forderte eine Erklärung, warum ich ein solches Geräusch in seinem Pallast machte, und wie er zu der Ehre käme, mit mir verwandt zu seyn? Ich stotterte mit kaum vernehmlicher Stimme meinen Namen heraus, und überreichte ihm den Brief meiner Mutter. — „So, so, Er heißt Bernhard?“ — Ja, Herr Vetter. — „Und lebt Seine

Mutter noch?" — Ja, Herr Vetter. — Er sah hierauf den Brief ganz flüchtig durch, und fieng wieder an: „Ja, Seine Mutter ist eine liebe Frau, sie denkt, man könnte in Paris so leicht eine Versorgung haben, wie auf ihrem Dorf eine Messe. Nun, gehe Er nur hin, ich will sehen, was ich für Ihn thun kann. Aber Vettern sind wir hier zu Lande nicht, daß Er's weis; Er nennt mich künftig **Herr von Marinville.**" Mit dieser kurzen Lektion wurde ich beurlaubt, und er fuhr fort, seine Tasse Chocolade zu schlürfen.

Voller Bestürzung über diese Aufnahme schlich ich mich in mein Wirthshaus zurück. Sobald ich in meine Stube kam, ließ ich meinen Thränen freyen Lauf. Eben trat mein Wirth herein, um mich zu fragen, ob ich essen wollte. Er wunderte sich, daß ich weinte, und verlangte die Ursache davon zu wissen. Ich erzählte ihm also mein ganzes Abentheuer, und wie übel ich empfangen worden wäre. Er suchte mich zu trösten und mir neuen Muth einzusprechen; besonders rieth er mir, mich durch den ersten Versuch nicht abschrecken zu lassen, und das Haus des Herrn von **Marinville** fleißig zu besuchen. Ueberhaupt, sagte er, darf man sich von der Gunst und Großmuth der Großen, besonders der Vettern, nicht viel ver-

spre-

sprechen; inzwischen kann man durch Zudringlichkeit oft von ihnen erpressen, was man von ihrer Menschenliebe und Gerechtigkeit vergeblich erfleht hatte. Herr Martin, so hieß mein Wirth, urtheilte so ziemlich richtig. Er war eins von denen Geschöpfen, die weder Liebe noch Haß für ihren Nebenmenschen fühlen; jedermann schien ihm einerley Gesichtsbildung, und also auch einerley Charakter zu haben; er hielt jedermann für falsch und eigennützig. Er glaubte, das Laster wüchse auf jedem Boden, wie das Unkraut auf dem Felde. Nach diesen Vorurtheilen hatte sich mein Herr Wirth ein gewisses System gemacht, das sich mit seinen Grundsätzen sowohl als mit seinem Herzen vertrug. Er hatte in seinem Leben niemanden auf Kosten seines Beutels einen Gefallen gethan; in Rathschlägen war er verschwenderisch, aber geizig, wenn es auf die That ankam; er war gerade so ehrlich, als er seyn mußte, um, wie **Moliere** sagt, nicht an den Galgen zu kommen; sein Hauptgrundsatz war, keinem Menschen etwas zu Lieb' noch zu Leid zu thun. Es ist dieses ein Bild, wozu es manches Original in der Welt giebt. Ich folgte dem Rath meines Wirths, und belagerte das Haus meines Vetters, den ich nun nicht anders, als **Herrn von Marinville** nennen durfte. Aber

ein alter starrköpfiger Portier wies mich allezeit trotzig zurück, und gab mir den Bescheid, der Herr sey nicht zu Hause. Es war mir unbegreiflich, wie der Besitzer einer so schönen Wohnung sein Vergnügen darinn finden könnte, immer in den Straßen herumzulaufen. Mein Wirth wurde endlich eben so ungedultig als ich, und nahm sich vor, mich einmal zu begleiten. Der alte unbiegsame Cerberus blieb aber immer bey seiner Antwort. Gut, sprach **Martin**, wir wollen seine Zurückkunft erwarten; denn ohne Zweifel schläft er doch zu Hause. Der Portier machte allerley Schwierigkeiten. Aber mein Wirth rieth mir heimlich, ihm einen Thaler in die Hand zu drücken, und der hatte eben die Wirkung, als der Kuchen beym **Virgil**, der das Ungeheuer mit den drey Rachen besänftigte. Wir erhielten also die Erlaubniß, im Hofe zu warten. Es war zum Glück ein Feyertag, und weil die gnädige Frau ihren Leuten ein gutes Beyspiel geben mußte, so sahen wir sie in die Messe gehen. Sie beehrte mich im Vorbeygehehen mit einigen Blicken, und ich weis nicht, ob ein sechzehnjähriges Gesicht, eine ziemlich ansehnliche Gestalt, ein paar lebhafte Augen, oder eine freundliche Miene Eindruck auf sie gemacht hatte, kurz, sie ließ sich erkundigen, was ich suchte. Mein Wirth

führte

führte gleich das Wort, und erzählte ihr mit vieler Beredtsamkeit meine Geschichte, vergaß auch den Umstand nicht, daß ich die Gnade hätte, mit dem Herrn von Marinville verwandt zu seyn. Sie war hierauf so gnädig, mir Muth einzusprechen, und mir zu versichern, daß sie sich bey Ihrem Herrn Gemahl für mich verwenden wollte, ich sollte nur Tags darauf um eben die Zeit wieder kommen und nach ihr fragen.

Ich war in meinen Gedanken schon der glücklichste Mensch unter der Sonne, und es schien sich mir die herrlichste Aussicht zu öffnen. Eben so dachte Herr Martin.

Also den folgenden Tag wartete ich meiner Gönnerin auf. So unfreundlich und hartherzig mein Vetter gegen mich gewesen war, so gnädig empfieng mich die Dame — „Nun gehen Sie getrost zum Herrn von Marinville, sprach sie, ich habe ihm viel Gutes von Ihnen gesagt, und Sie dürfen auf seine Gewogenheit sicher rechnen.“

Sie hatte recht; ich war kaum in sein Cabinet getreten, als er mir entgegen kam. „Sind Sie da, Herr Bernhard? es freut mich, Sie bey mir zu sehen. Ich war immer ein großer Freund von Ihrer Familie; Ihre Mutter ist eine brave Frau; ich schätze sie sehr

hoch.

hoch. Sagen Sie mir doch, wie viel Messen hört sie des Tags über? denn auf dem Lande geht man in die Kirche, weil man sonst nichts zu thun hat. Nun, es ist mir lieb, daß ich ihr einen Gefallen thun kann. Sie sollen bey mir wohnen, ich werde Ihnen eine Besoldung aussetzen und Sie in einer meiner Schreibstuben anstellen. Haben Sie schon gefrühstückt?" — Ja, gnädiger Herr. — „Wollten Sie nicht noch was zu sich nehmen?" — O, warum nicht? gnädiger Herr. — „Nun, er spricht, wie's ihm ums Herz ist." Man gab mir drauf zu essen, und wies mir meine Wohnung an.

Herr Martin hatte eine große Freude über mein Glück, und rieth mir, vor allen Dingen mich in der Gunst der gnädigen Frau festzusetzen. Denn, sprach er, in dem Herzen einer Frau wohnt mehr Neigung zur Wohlthätigkeit, als in zwanzig Männerherzen zusammengenommen, zumal wenn die Rede von einer jungen Mannsperson ist.

Es gieng alles vortreflich. Bey Tische belustigte ich die Gäste mit meinem natürlichen und offenherzigen Wesen, und besonders gab sich die Frau von Marinville oft mit mir ab; sie trieb mich mit ihrem Witz in die Enge, und ein schöner Geist, Herr Dorilas, stand ihr

ihr treulich bey. Diesem verdanke ich auch den Namen des **kleinen Candide**, welchen ich nachher beständig behalten habe.

Als ich bereits zween Monate in diesem bezauberten Pallast zugebracht hatte, bestellte mich die gnädige Frau einmal Morgens um neun Uhr in ihr Zimmer, um mir Briefe zu diktiren. Ich fand sie im Bett, den Spiegel in der Hand, wie sie eben ihr welkes Gesicht, und wer weis was sonst noch, weiß und roth bemalt hatte. Ein Bild von ihr wird hier am rechten Orte seyn. Sie gieng eben vom Sommer ihrer Jahre zum Herbst über, ohne daß sie es selbst merkte, und die Sonne hatte, während eines funfzigjährigen Umlaufs, ihre Reize zu einem hohen Grad von Reife gebracht. Ich sehe noch die hervorstehende Nase, die breite Stirn, ein paar kleine Augen mit dicken Augenbraunen, und das magere längliche Gesicht, wie es damals vor mir stand, einen so tiefen Eindruck haben ihre Züge auf mich gemacht. Sie ließ mich erst frühstücken, und dann befahl sie ihren Jungfern, daß sie niemanden herauf lassen sollten, weil sie schreiben wollte. Ich mußte mich neben ihr Bett setzen, und auf dem Tische vor mir befand sich ein Schreibzeug mit einigen Bogen Papier. Als ich meine Feder schnitt, rief sie: „ich weis

nicht, was meinen Leuten einfällt, sie haben gar die Thüre zugeschlossen." — Ich will sie wieder aufmachen, gnädige Frau? — „Nein, nun ists schon gut. Aber wir so ganz allein, und Sie ein junger, hübscher Mensch, wie die Leute sind!" — Ich will die Kammer-Jungfern herauf rufen, gnädige Frau. — „Nicht doch, es kam mir nur vor, als wenn es die losen Mädchen mit Fleiß gethan hätten, weil ich noch im Bette liege, und eine junge Mannsperson bey mir habe." — O, wenn es sonst nichts ist, gnädige Frau, von mir haben Sie nichts zu fürchten. — „Nun, das ist doch aufrichtig gesprochen!" Kurz darauf fieng sie wieder an: „Nicht wahr, liebes Kind, es ist sehr warm hier?" — Ich dächte nicht, gnädige Frau, mir kömmt es weder warm noch kalt vor. — „Ein seltsamer Mensch! Nun so schreiben Sie. Seht doch, was das für eine hübsche Hand ist, weisen Sie einmal her." Ich schob meine Hand hin, als wenn mir's nicht so recht gelegen wäre, und wies ihr die Fingerspitzen. Aber sie nahm die ganze Hand, streichelte sie, wendete sie hin und her, und hörte nicht auf, sie zu loben. Ich wurde endlich über und über roth. — Gnädige Frau, was befehlen Sie denn, das ich schreiben soll? — „Es ist wahr, ich besinne mich schon lange, aber

aber es will mir auch heute gar nichts einfallen. Es ist noch dazu an eine Frau auf dem Lande, wo es gar nicht auf die Einkleidung ankömmt. Hören Sie, mein kleiner Freund, ich möchte Ihnen wohl ein Geheimniß anvertrauen: können Sie aber auch schweigen?" — O ja, meine gnädige Frau! — „Es ist schon gut, wenn man hübsch offenherzig ist: aber gewisse Wahrheiten muß man doch nothwendig verschweigen. Sagen Sie mir, lieben Sie mich wohl ein bischen?" — Ja wohl, gnädige Frau, recht sehr, Sie sind ja so gut, und ich habe Ihnen so viel zu danken. — „Ich kann Sie auch recht wohl leiden wegen Ihrer redlichen und aufrichtigen Gesinnung. Nun, wie sehr lieben Sie mich denn?" — So sehr, als den Beichtvater meiner Mutter, der erzeigte mir auch manche Gefälligkeit. — „Der Vergleich ist neu!" Während dieses Gesprächs spielte sie beständig mit meiner Hand, steckte ihre Finger zwischen die meinigen, und rief dabey immer aus: so fällt mir doch auch nicht ein gescheiter Gedanke ein!

Ich war in einer unbeschreiblichen Verwirrung; ich schlug meine Augen nieder, und wagte es weder Hand noch Fuß zu rühren; meine Zunge klebte am Gaumen. Ich konnte gar nicht begreifen, warum meine Wohl-

thäterin meine Hand so fest in der ihrigen hielt. Und sie hörte nicht auf, sie zu halten und damit zu spielen. Endlich lehnte sie sich gar zu mir hin, und fragte mit einem tiefen Seufzer: „möchten Sie mich wohl zur Frau haben, mein schöner kleiner Freund?“ — O nein, gnädige Frau, antwortete ich, ich bin noch sehr jung, und Sie haben doch schon ein ganz artiges Alter. — „Was verstehen Sie unter einem ganz artigen Alter?“ — Zum Exempel, wie meine Mutter. — „Nun, und wie alt ist denn die?“ — Die ist am vierten May, am Tage der heiligen **Monica**, gerade funfzig Jahre alt gewesen. — „Hm! das ist freylich ein ansehnliches Alter. Aber mein Geburtstag fällt nicht auf den Tag der heiligen Monica.“ — Zu gleicher Zeit ließ sie auch meine Hand los, und schloß mit den Worten: Sie können nun gehen, ich bin eben nicht aufgelegt zum Schreiben; ich werde Sie rufen lassen, wenn ich Sie wieder brauchen sollte.

Den ganzen Tag über sah ich sie nicht mehr, und am andern Morgen kam der Kammerdiener des Herrn von **Marinville**, warf mir ein paar Louisd'or auf den Tisch, und der gnädige Herr ließ mir sagen: er könne mich in seinen Schreibstuben nicht brauchen; es thät' ihm leid, daß ich so viel Zeit verlohren hätte, ich

könnte

könnte aber noch diesen Vormittag weiter gehen und hätte nicht nöthig, Abschied zu nehmen. Diese Nachricht war für mich ein Donnerschlag. Aber da war alles Klagen vergeblich; es wartete schon ein Wagen am Thor auf mich; ich wurde mit meinem Bündel darauf gepackt, und hatte nicht einmal den Trost, von meinem Herrn Vetter und Frau Muhme Abschied zu nehmen.

Wer sich noch mehr, als ich, über diesen Unfall verwunderte, das war Herr **Martin**, zu dem ich meine Zuflucht nahm. Eigentlich konnte ich ihm nicht einmal eine Ursache davon angeben. So sehr ich mich auch prüfte, so fand ich doch mein Gewissen rein, und war mir durchaus keiner Lüge bewußt.

Ich meldete hierauf auch meiner Mutter, wie unglücklich es mir ergienge. Aber diese antwortete: es müßte mir doch etwa eine Lüge entwischt seyn, wofür ich nun büßen möchte; ich sollte ja mein ganzes Vertrauen auf die Vorsehung setzen, und ohne zu wanken auf dem Richtsteig der Wahrheit fortwandeln, bis sie mich über kurz oder lang auf die Bahn des Glücks zu leiten für gut befinden würde.

Dieser Brief machte mir neuen Muth. Und Herr **Martin**, mein allezeit fertiger Rathgeber, war der Meynung, ich müßte Herrn **Dorilas**, den schönen Geist, aufsuchen, der

sich im Marinvillischen Hause so freundschaftlich gegen mich bewiesen hatte. Diese Flattergeister, sprach er, streifen in Paris umher, wie die Heuschrecken auf dem Felde. Die gute Gesellschaft kann freylich gar wohl ohne sie bestehen: aber demohnerachtet wissen sie sich überall einzuschleichen, und die Großen ziehen sie sogar bey, weil es doch immer bequemer ist, sich so im Vorbeygehen bey Tische unterrichten zu lassen, als die Wissenschaften mit Mühe aus Büchern zu erlernen. Er wird gewiß Rath zu schaffen wissen. Ich ließ mich also ohne Bedenken bey Herrn **Dorilas** melden. „Was? rief er aus, der kleine Candide? Nun was giebts, mein Sohn? Was für ein günstiger Wind führt Sie zu mir?“ Ich erzählte ihm mein Unglück, und beschrieb ihm meine verdrießliche Lage so rührend als ich konnte. „Das ist traurig, antwortete er, ich nehme herzlichen Antheil an Ihrem Mißgeschick, und ich will alle meine Kräfte anstrengen, Sie, wo möglich, aus dem Schiffbruche zu retten. Nec si male nunc, et olim sic erit. Ihr aufrichtiger und freymüthiger Sinn hat mir gefallen. Ich habe Zutritt in den besten Häusern und hoffe Ihnen ein sicheres Obdach zu verschaffen. Damit Sie aber indessen nicht Noth leiden, so biete ich Ihnen

eine

eine Wohnung bey mir an. Es wird bald ein Trauerspiel von mir gegeben werden, worauf ganz Paris mit Ungedult harret; das können Sie mir, da Sie eine schöne Handschrift haben, ein paarmal abschreiben.“ Ich nahm seinen Antrag mit Dank an, begab mich hierauf zu meinem Wirth, um meine Sachen abzuholen, und nahm noch den freundschaftlichen Rath mit, daß ich mich ja bey meinem neuen Gönner einschmeicheln, seine Trauerspiele, vom ersten bis zum letzten Verse inclusive, lobpreisen, und hingegen die Werke lebender Schriftsteller bey ihm verachten sollte. In diesem Heiligthum der Musen vergaß ich bald die Pracht meines Herrn Vetters Finanzraths und seine wohlbesetzte Tafel. Herr Dorilas aß selten zu Hause, und daran that er nicht übel; denn er hatte eine sehr philosophische Kost. Mich gewöhnte er an die Diät des Pythagoras, bis auf die Bohnen, welche bey unsern Mahlzeiten oft vorkommen. Denn ein guter Tisch gehört unter die Ergötzlichkeiten solcher Geschöpfe, die für das höhere Vergnügen der Seele keinen Sinn haben.

Endlich kam der große Tag, an welchem das Trauerspiel meines Gönners dem Urtheile der Kenner und Nichtkenner preisgegeben werden sollte. Er hatte nicht schlafen können, war

den ganzen Vormittag über in der äußersten Unruhe, konnte weder essen noch trinken, und keine drey Worte im Zusammenhange vorbringen. Er gieng heftig auf und ab; „vor dem dritten Akt, sprach er, ist mir nicht bang, auch vor dem fünften nicht, und mancher Auftritt wird gefallen. Einzelne Verse, einzelne Tiraden werden Wunder thun. Aber ich habe Feinde; der Neid wird alle seine Ränke aufbieten; das Publikum achtet wenig auf die Vorstellung, man urtheilt in den Tag hinein, und die Kenner sind dünn gesäet. Leute vom Stande schöpfen ihr Urtheil von der Oberfläche; Gelehrte suchen mit einem Vergrößerungsglas die Flecken des Stücks, und sind blind bey seinen Schönheiten. Die Damen schweifen in das Gebiet der Kritik aus, wollen den Ton angeben, und finden Narren, die sie anhören!“ Es war mir unbegreiflich, was meinem Wohlthäter so viel Angstschweis auspreßte, und ich hielt ein Trauerspiel nicht für so wichtig, daß man ihm Ruhe und Schlaf aufopfern könnte. Er gab mir ein Billet fürs Parterre mit den Worten: „Lieber Candide, geh heute Abend in die Comödie, höre auf alles, was von meinem Stück gesprochen wird, und erzähle mir Lob und Tadel mit der dir eigenen Aufrichtigkeit. Sobald du klatschen siehst, so schone

deiner

deiner Hände nicht; hier habe ich dir ein paar hundert Verse ausgezeichnet, wo du **bravo! bravo!** rufen mußt. Am Ende forderst du mit lauter Stimme den Autor, und hältst so lange an, bis ich auf dem Theater erscheine, und dann verdoppelst du dein Klatschen und Bravorufen."

Ich lernte meine Lektion vortreflich. Punkt vier Uhr stand ich auf dem Kampfplatz, bereit, mit Händen und Füßen, unguibus et rostris, zu streiten, und meine Lunge war zum Sturm gegen die Cabale gerüstet. Der Vorhang wurde aufgezogen, das Stück gieng an, und es wurde auch von den unerschrockenen und geschickten Schauspielern glücklich zu Ende gebracht. Bey den gezeichneten Stellen vergaß ich nicht mein **Bravo** zu rufen, ohne mich daran zu kehren, daß man mir ins Gesicht lachte; ich stand wie ein Fels im Meer, an dem die schäumenden Wellen sich brechen. Nachdem endlich der blutige Kampf zwischen vierzig Kriegsknechten durch den Tod einiger Helden entschieden war, fiel der Vorhang. In dem Augenblick schrie ich aus Leibeskräften: Der Autor, der Autor! Zum Unglück war ich der einzige, der schrie. Ich wurde umringt, die Wache drängte sich herzu und nahm mich in Verwahrung. Man brachte mich unter großem

Zulauf der Neugierigen auf die Hauptwache, und jedermann schien sich über die seltsame Verwegenheit eines so jungen Menschen zu verwundern. Sie fragten mich, ob ich nicht wüßte, daß es verboten sey, das Schauspiel zu stören, und zu schreyen, als wie ein Zahnbrecher? Ich antwortete, davon sey mir nichts bekannt. Herr **Dorilas**, mein Freund und Gönner, habe mir vielmehr geboten, am Ende des Trauerspiels den Autor hervorzurufen. — — Was? hieß es, Herr **Dorilas**? — Ja, meine Herren, aus Leibeskräften sollte ich ihn rufen, und zwar, bis er käme. Und wahrhaftig, er hat mir so viel Gutes erwiesen, daß ich gern noch weit mehr als eine solche Kleinigkeit für ihn gethan hätte. Die Gesellschaft schien sich an meiner Antwort sehr zu belustigen; man bat um meine Loslassung, und ich erhielt noch jenen Abend die Freyheit wieder.

Den unglücklichen Herrn **Dorilas** bekam ich erst den andern Morgen zu sehen. Seine Augen funkelten und seine Haare standen empor, als er in meine Stube trat. Sie haben mir einen schönen Streich gespielt, donnerte er auf mich los, wer hatte Ihnen denn geheißen, daß Sie auf der Hauptwache meinen Namen nennen sollten? — Aber man hat mich ja darnach gefragt; muß man denn nicht immer die

Wahr-

Wahrheit sagen? — Ey, der Henker hole Sie mit Ihrer Wahrheit. Nun, wenn Sie doch so wahrhaftig sind, so sagen Sie mir einmal, was das Parterre während der Vorstellung geurtheilt hat; ist mein Stück gelobt worden? — Das ich eben nicht wüßte. — So müssen Sie taub seyn. Hat man es denn geradelt, hat man etwas daran auszusetzen gewußt? — Ja wohl, Herr Dorilas, wenigstens alle die um mich her standen. — Das ist unmöglich; es haben gestern Abends einige Herren von Geschmack, welche auch in der Comödie waren, bey mir gegessen, die haben mir das Gegentheil einstimmig versichert, und diese verdienen mehr Glauben als Sie. Ich muß Ihnen noch sagen, daß ich keine Aussicht für Sie weis; Sie können sich also nach einer andern Gelegenheit umsehen. Es kömmt heute ohnehin einer meiner Vettern, der auf Ihrer Stube wohnen soll. — Da war freylich nichts einzuwenden; die Sache litte keinen Aufschub, und ich kehrte wieder zu meiner alten Herberge zurück.

Herr Martin kam mir mit offenen Armen entgegen. Er wußte mein Unglück schon, und war mit meiner Aufführung gar nicht zufrieden. Die Wahrheit taugt durchaus nichts, sprach er, die Leute hören sie nicht gern, und

ich sag' es Ihnen, ich habe die Welt kennen gelernt, bessern Sie sich. Jetzt müssen Sie nun Gedult haben. Wie stehts denn um Ihren Beutel? — Nicht sonderlich, aber ich werde meine Mutter um einen kleinen Zuschuß bitten. — Da thun Sie wohl daran; indessen will ich Ihnen ein Cabinet in der Mansarde anweisen, denn Ihr voriges Zimmer ist Ihnen zu theuer, man muß sich immer nach der Decke strecken. — Er brachte mich in ein dunkles Kämmerchen, in welchem die Ausdünstungen der Nachbarschaft die Luft vergifteten. Damit ich was zu leben hätte, rieth er mir, das vorzüglichste Stück meines Hausraths, eine silberne Uhr, zu verkaufen. Ich bot sie einem ansehnlichen Uhrmacher an. Er fragte mich, warum ich sie weggeben wollte? — Weil ich Geld brauche, war meine Antwort. — Brauchen Sie's sehr nothwendig? — Ja freylich, ich habe sonst nichts zu leben. — Das bedaure ich. Eigentlich habe ich gar keine Lust zu Ihrer Uhr: wenn ich Ihnen aber damit einen Gefallen thun könnte? — Ja, wohl, den größten Gefallen von der Welt. — Nun dann, hier sind zehn Thaler, um einen höhern Preiß kann ich sie nicht brauchen. Ich steckte die zehn Thaler ein, und dankte ihm sehr lebhaft für seine außerordentliche Großmuth. Mein

Wirth

Wirth aber behauptete, man habe mich betrogen, die Uhr wäre wenigstens drey Louisd'or unter Brüdern werth.

Dieser Nothpfennig war bald aufgezehrt. Ich kam in die äußerste Dürftigkeit und hatte keine Kleider mehr, womit ich ausgehen konnte. Die Freundschaft meines Wirths erkaltete; er rieth mir mehrere Sparsamkeit an, und gab mir täglich eine kleinere Portion. Endlich kam die Antwort meiner Mutter mit einer Aushülfe von vier Louisd'or. Dabey vergaß sie nicht, mir den Haß der Lügen und die Liebe zur Wahrheit einzuschärfen; zwo Tugenden, mit denen man durch die ganze Welt käm; woran ich auch gar nicht zweifelte.

Nun hatte ich auf einige Zeit mein Auskommen. Herr **Martin** drang in mich, daß ich zuweilen ausgehen, freye Luft schöpfen, und dabey zusehen sollte, ob nicht Fortuna an einer Ecke der Straße mit ihrem Wagen auf mich wartete, um mich mit sich fortzuführen. Einmal schlich ich so nach meiner Gewohnheit an den Häusern hin, da kam wirklich eine Kutsche pfeilschnell um die Ecke; ich verseh mich ihrer nicht, stürzte nieder, kam unter die Pferde, und kaum entgieng ich noch dem Unglück, gerädert zu werden. Ich war ganz zerquetscht, und wußte nichts mehr von mir. Die Kutsche

hielt still, die Leute liefen zusammen, ich wurde in eben diesen Wagen gebracht, und in einem Zimmer abgesetzt, welches eben so prächtig als geschmackvoll aufgeputzt war. Mademoiselle Adelaide war die glückliche Besitzerin der Equipage und dieses Hauses, eine glänzende Schönheit, in der Blüthe ihrer Jahre, die an den Altären der Venus diente. Ihr feines Gefühl war durch den öftern Reiz ihrer Sinne noch nicht stumpf geworden. Sie wurde durch meinen Zufall aufs lebhafteste gerührt, behielt mich bis zu meiner Wiederherstellung im Hause, und pflegte meiner mit großmüthiger Sorgfalt.

Nach meiner Genesung ließ sie mich zu ihrem Frühstück kommen, wo ich einen Mann von Stande antraf, der ohngefähr sechzig Jahr alt seyn mochte, und sich Graf von Altenhauß nennte. Er war so gnädig, sich nach meinen Eltern und nach meinen Umständen zu erkundigen. Ich antwortete mit meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit, und das schien ihm grossen Spas zu machen. Mademoiselle Adelaide verwendete sich bey dem Herrn Grafen zu meinem Besten. Er fragte, ob ich eine leserliche Hand schriebe, und trug mir an, als Sekretär mit 25 Carolin nebst freyer Kost und Wohnung zu ihm in Dienste zu gehen. Der Antrag

trag war mir ungemein willkommen. Ich war entzückt über diese frohe Aussicht, und Herr Martin versicherte mir, daß ich nur dem Glück im Schoos säße, wenn ich nur aufhören wollte, ein lächerlicher Ritter der Wahrheit zu seyn, und die Kunst lernte, die Leute mit Schmeichelehen zu betrügen. Meine Mutter hingegen schrieb mir, das sey eine Gnade von Gott, auf dem Wege der Wahrheit könne man nicht verderben, und ich sollte ja das Wunder mit den beyden Tauben nicht vergessen.

Der Herr Graf von Altenhauß brachte seine Zeit mit jenen Kleinigkeiten hin, die in den Augen der großen Welt für wichtige Beschäftigungen gelten. Der Umgang mit dem schönen Geschlecht, das Spiel, Besuche und Reisen zum Regiment hatten die ansehnliche Periode von funfzig bis sechzig Jahren ausgefüllt. Er war, wie er sagte, in diesem Zeitraum 6500mal nach Versailles gereiset; dieses, und der Aufenthalt in dem Oeil de Boeuf oder im Vorzimmer der Minister, hatte zusammen ohngefähr 40000 Stunden seines Lebens eingenommen. Erst im Herbst seiner Jahre fieng er an, von einem edlen Ehrgeiz belebt, sich in der Geschichte umzusehen, Auszüge daraus für seine eigene Lebensbeschreibung zu machen, und die Politik zu studiren,

weil

weil er sich einbildete, ein Mann von seiner Familie müßte sich nothwendig bis zum Minister emporschwingen. Alle Vormittage brachte er bey Mademoiselle Adelaide zu; da trank er seine Chocolade, wiegte seine Geliebte auf dem Schoose, und schweifte zugleich in ganz Europa herum, wog das gegenseitige Interesse der Fürsten ab, und berechnete die Macht ihrer Staaten. Ich mußte ihm diplomatische Werke vorlesen; wir compilirten, skeletirten und machten Auszüge troz einem Abt Trüblet. Wir verfaßten Staatsschriften, rudis indigestaque moles, erndteten auf allen Feldern, plünderten wie die Feinde, und entwarfen neue politische Systeme, womit wir die kurzsichtigen Staatsmänner dergestalt blendeten, daß mein Herr Graf endlich zur Würde eines Ministers emporstieg, und mit Gottes und seiner Subalternen Hülfe sich auch einige Jahre dabey erhielt.

Ich hatte ein gutes Leben bey ihm; er war mit meiner Einsicht und mit meinem Eifer zufrieden, und lobte besonders meine Redlichkeit und Offenherzigkeit. Oft mußte ich bey seiner Geliebten zurückbleiben, um eine Abschrift oder einen Auszug zu vollenden. Und einmal gieng er sehr früh von ihr weg, weil er nach Versailles wollte. Bald darauf erschien ein ganz

arti-

artiger junger Mensch, und ich mußte, um ihm Platz zu machen, in das Zimmer daneben wandern. Erst sprachen sie ganz leise, aber nach und nach wurde die Unterhaltung lebhafter; ich mußte sie wider meinen Willen mit anhören. Ja, Sie lieben ihn, Treulose, schrie der junge Mensch. Sie sind nicht gescheidt, antwortete Adelaide, ich sollte den Grafen von Altenhauß lieben; einen Greis, vor dessen Liebkosungen mir ekelt? Bey einer solchen Liebe fällt mir die Strafe jenes Tyrannen ein, der die Lebendigen auf todte Körper binden ließ. Sehen Sie denn nicht ein, daß ich aus Noth den Umgang mit ihm beybehalte? Sie sind ohne Vermögen, und das meinige gleicht einem kleinen Bach, der eben erst aus seiner Quelle rieselt; was sollten wir anfangen, wenn ich ihn abdankte? — Diese Erklärung war für mich äußerst befremdend. Ich hielt den Grafen für den besten und zärtlichgeliebtesten Freund dieser Sirene, und entfernte mich auch sogleich, damit ich nicht noch schlimmere Sachen hören möchte.

Zu Mitternacht kam der Graf von Versailles zurück; ich war noch nicht zu Bette, denn ich sollte ihm erst einen Aufsatz vorlesen, den ich abschreiben mußte. Es geschah; er lobte meinen Fleiß, und fragte alsdann, ob ich ihm

nichts von seiner theuren Adelaide zu erzählen wüßte. Nicht wahr, mein Sohn, setzte er mit vielem Feuer hinzu, es ist ein herrliches Mädchen? — Ja, Herr Graf. — Und besonders giebt die Treue, mit welcher sie mich liebt, ihrem Herzen einen großen Werth bey mir. Hast du wohl bemerkt, daß sie zum Sterben in mich verliebt ist? — Ich wurde roth, und schwieg still. — Was, du antwortest nicht? solltest du einen Verdacht haben? rede aufrichtig. — Nun durfte ich die mir so heilige Wahrheit nicht länger verläugnen. Ich versicherte ihn, daß er von seiner Adelaide nicht geliebt würde, und erzählte zum Beweise das Gespräch mit dem jungen Menschen. — Ists möglich? rief der Graf, hast du auch recht gehört? — Ganz gewiß; ich irre mich sicher nicht. — Nun ich danke dir, mein Sohn, und werde diesen Dienst nie vergessen. Du öffnest mir die Augen, ich würde der undankbarste Mensch seyn, wenn ich meiner Verbindlichkeit gegen dich nicht immer eingedenk wäre. Dabey war er in der äußersten Unruhe, gieng hin und her, und rief von Zeit zu Zeit aus: Ists möglich! Dann schellte er, ließ anspannen, und fuhr noch in der Nacht zu seiner Treulosen. Ich selbst war mit mir ungemein wohl zufrieden, freute mich, die Wahrheit entdeckt zu haben,

und

und überließ mich, unter den süßesten Vorstellungen von der Erkenntlichkeit des Grafen, einem sanften Schlaf.

Er kam erst zu Mittag wieder zurück, schickte mir sogleich ein Geschenk von funfzehn Louis d'or, und ließ mir dabey sagen, er wäre zwar mit meinen Diensten wohl zufrieden: allein er brauchte mich nicht weiter, und ich könnte also noch denselben Tag meinen Abschied nehmen.

Das war mir eine äußerst niederschlagende Nachricht. Meine Einbildung hatte mir ganz andere Aussichten vorgezaubert. Ich saß lange wie angenagelt auf meinem Lehnstuhl, und sann meinem Unglück nach. Endlich faßte ich Muth, und zog ohne Umstände ab. Ich wette, rief mir Freund **Martin** entgegen, als er mich mit Sack und Pack kommen sah, ich wette, es hat Ihnen wieder einmal eine Wahrheit so stark am Herzen gedrückt, daß Sie sie nicht haben zurückhalten können. Aber haben Sie auch Geld? — Ja, ich bin reich; ich habe vier und zwanzig Louisd'or. — Nun, seyn Sie willkommen, Sie sollen Ihr gewöhnliches Zimmer haben. Ich rathe Ihnen, lassen Sie sich nicht bange seyn; heute schlimm, morgen gut, nach dem Regen scheint die Sonne, und es geht einmal in der Welt nicht anders.

Nach ohngefähr vierzehn Tagen kam einmal Hr. **Martin** zu mir, und bat mich, einer Wittwe, die in seinem Gasthof eingekehrt war, die Gefälligkeit zu erzeigen, und einige Bittschriften, die sie bey Hofe übergeben wollte, ins Reine zu schreiben. Er gab mir dabey zu verstehen, daß ich schwerlich dafür würde bezahlt werden, weil die Frau nicht viel Baarschaft bey sich zu haben schiene. Dieser Umstand machte nur meine Begierde noch größer; ich ließ mich sogleich zu ihr führen. Sie überhäufte mich mit Danksagungen und Entschuldigungen. Ich wußte ihr auf so viele Complimente nichts zu antworten, als daß sie mir kein größeres Vergnügen hätte machen können. Madame **Dûmas**, so hieß sie, war ohngefähr vierzig Jahre alt, von einer feinen und geistreichen Gesichtsbildung; sie hatte dabey etwas Trauriges, welches ihre blasse Farbe und den Ausdruck ihres Blicks nur noch einnehmender machte. Ich war so glücklich, ihr Zutrauen zu gewinnen; gute, gefühlvolle Seelen finden sich und vereinigen sich oft im ersten Augenblick. Sie erzählte mir ihr unglückliches Schicksal. Sie war die Wittwe eines Kaufmanns zu **Rouen**, der aus Verdruß über seine Widerwärtigkeiten gestorben war, und seiner Wittwe und Tochter weiter kein Vermögen hinterlassen

hatte,

hatte, als eine Forderung von dreyßigtausend Livres an das Gouvernement. Alle schriftliche Erinnerungen waren fruchtlos gewesen; sie hatte sich daher entschlossen, ihre Befriedigung persönlich zu sollicitiren. Ihre Umstände rühr-ten mich aufs lebhafteste, und ich erbot mich mit der innigsten Wärme zu allen Diensten, deren sie mich fähig hielt. In dem Augenblick trat aus dem Cabinet das Bild der Grazien und des Frühlings, mit einem nachläßigen Ge-wand umschürzt, hervor. Es war die Toch-ter der Madame Dúmas. Sie grüßte mich freundlich, und sprach dann mit ihrer Mutter. Der Ton ihrer Stimme und ihr ganzer reizen-der Anstand drang ins Innerste meines Her-zens, und meine Seele schien von einem langen Schlaf zu erwachen. Ich hatte noch nie ge-fühlte Empfindungen; ich wußte nicht, wie mir geschah, und glaubte ein himmlisches Wesen vor mir zu sehen. Ihre Mutter gab mir end-lich das Schreiben, wovon ich eine Abschrift machen sollte, und brachte mich dadurch wieder zu mir selbst. Ich wollte mich nun entfernen: aber sie bat mich, mit einer Suppe vorlieb zu nehmen. Ich wurde roth, ohne zu wissen warum; sie bemerkte meine Verlegenheit und sagte mit dem verbindlichsten Ausdruck: ja, ja, Sie bleiben; und ich blieb. Die armselige Kost

der Wittwe schien mir ein Göttermahl zu seyn. Ist es nicht eine geheime Verwandtschaft der Seelen, ist es nicht ein sympathetischer Zug, wenn unser Herz so auf einmal zu einem Gegenstande hingerissen wird, und wir gleichsam mit eisernen Banden an denselben gefesselt werden, die keine Entfernung und selbst die Zeit nicht aufzulösen im Stande ist? Mademoiselle **Adelaide** war eine regelmäßige Schönheit, und ihr zierlicher, geschmackvoller Putz machte sie noch glänzender; dennoch konnte ich sie sehen, ohne daß mein Herz oder meine Sinne in Bewegung gekommen wären. **Rosalie**, diese Zauberin, erschien kaum in einem einfachen, häußlichen Anzuge, und ich mußte sie anbeten. Es funkelte auf ihrem Kopfe kein Diamant, und ihre hellbraunen Haare wallten in natürlichen Locken an ihrem Nacken herunter. Man konnte sie eben keine vollkommene Schönheit nennen; aber in ihrem Gesichte war so viel Ausdruck, in ihrem Blicke so viel Feuer, in ihren Bewegungen so viel Anmüth, daß die Seele ihre Gedanken errieth, ehe man sie reden hörte. Eines so feinen und schlanken Wuchses hätten sich selbst die Grazien nicht geschämt. Ihre Hände und Füße waren allerliebst, und ihr Busen schien sich zu einer Wohnung der Liebesgötter zu bilden. Mit einem edlen und zärt=

zärtlichen Herzen verband sie den lebhaftesten Geist voller Witz und Anmuth. Ihr munteres und flüchtiges Temperament würde bis zur Ausgelassenheit ausgeschweift seyn, wenn sie es nicht durch ernsthaftes Nachdenken in seinen Schranken zu halten gewußt hätte. Sie wünschte zu gefallen: aber ihre gute Denkungsart und ihr aufgeklärter Verstand bewahrten sie für dem Fehler der Coquetterie. Ihre vortreflichen Anlagen hatte sie ebenfalls zur Vermehrung ihrer Reize ausgebildet; sie tanzte zum Entzücken, sie liebte das Zeichnen, und hat es in dieser seltnen Kunst nachher sogar zu einem gewissen Grad der Vollkommenheit gebracht. Sie hatte damals kaum ihr funfzehntes Jahr zurückgelegt. Ich glaubte dieses Bild von **Rosalien** entwerfen zu müssen, da sie auf mein künftiges Leben einen so großen Einfluß gehabt hat. Ich kann von ihr sagen, was **Montagne** von seiner Freundin **Böotie** sagte: **ich liebte sie, weil sie es war, weil ich es war.**

So lange wir aßen, ruhten meine Augen auf ihr, und zweymal begegnete ich den ihrigen, worauf sie es nicht mehr wagte, wieder nach mir hinzusehen. Madame **Dümas** trank Wasser, und gab auf mein Befragen zur Ursache an, weil der Wein im Gasthofe ihrem

Magen nicht wohl bekäme, der gute aber zu theuer wäre. Ich ließ mir das nicht umsonst gesagt seyn. Sie klagte nachher noch, daß sie es nicht wagte, zu Fuße auszugehen, und das Fahren kostete so viel! Ich erbot mich, ihre Bestellungen zu übernehmen, und nach einiger Weigerung bekam ich wirklich Aufträge. Nach Tische eilte ich, sie zu besorgen; es kam ein erstaunlicher Regen, und mir wäre die Sonne nach einem langen Wetter nicht willkommener gewesen. — Was für eine Wollust, wenn man für dasjenige leiden kann, was man liebet! — Nach zwo Stunden kam ich durchaus naß, aber voller Freuden zurück; ich hatte meine Geschäfte glücklich verrichtet. **Rosalie** bedauerte mich, und Mutter und Tochter suchten mich wieder zu trocknen. Der Abend vergieng nur zu schnell; ich war in einer Art von Bezauberung und Trunkenheit. Ich machte ihnen eine Erzählung von meiner Herkunft, von meinen Umständen, und von meinen Schicksalen, seitdem ich in Paris war. **Rosalie** lobte und beklagte mich, und die Mutter schien mich deswegen noch mehr zu schätzen. Ich wurde nicht zum Abendessen gebeten; ich gieng daher auf mein Zimmer zurück, und machte mich sogleich an die mir aufgetragene Abschrift. Erst mit Anbruch des Tages legte ich mich nieder: aber ich

ich konnte nicht schlafen, und als ich mich lange genug vergeblich herumgeworfen hatte, stand ich wieder auf.

Vor allen Dingen bat ich meinen Wirth, mir zehn Bouteillen guten Wein zu verschaffen. Ich bezahlte sie ihm gleich voraus, weil man sich auf diese Art von ihm die beste Bedienung versprechen konnte. Darauf schrieb ich meine Bittschrift vollends ab, und sobald sie fertig war, eilte ich damit zu Madame **Dûmas**. Sie erstaunte über meine Geschwindigkeit; als sie aber meine rothen Augen bemerkte, die ich vom Nachtsitzen bekommen hatte: so schmälte sie, daß ich mich so angegriffen hätte, und drohte, mir nichts mehr zu thun zu geben.

Ich wurde wieder zum Essen gebeten; da brachte ich meine zehn Bouteillen Wein zum Vorschein, und versicherte, sie würden ihrem Magen nicht übel bekommen. Sie wollte sie nicht annehmen: aber **Rosalie** stand mir bey, und wir siegten endlich über ihre Delikatesse. Das war das erstemal, daß ich empfand, wie selig es sey, zu geben. Nach Tische war ich einige Minuten allein bey **Rosalien**. Hundertmal öffnete ich den Mund, um ihr etwas Schönes zu sagen: aber allezeit vergieng mir die Stimme auf den Lippen; ich war aus aller

Fassung; ich stührte im Feuer, ich schneuzte mich, hustete, und endlich kam Madame Dümas und machte meiner Plage ein Ende.

Sie mußte ihrer Angelegenheiten wegen nach Versailles gehen. Dergleichen Reisen sind sehr kostbar, und man muß oft die gerechte Entscheidung seiner Sache oder eine königliche Gnade mit einem Aufwand erkaufen, der den erhaltenen Vortheil weit übersteigt, ohne den Verdruß, die Beschwerlichkeiten und die Zeit zu rechnen, welches alles doch von jedem, der nicht das Handwerk eines Hofmanns zu treiben das Glück hat, allerdings in Anschlag zu bringen ist. Zweymal war schon Frau Dümas vergeblich dort gewesen; sie hatte nur im Vorbeygehen einige Ministers vom zweyten Range erwischen können, die sie nicht anhörten. Ich that den Vorschlag, daß ich selbst dahin gehen wollte. — Aber wie wollen Sie hinkommen? — Zu Fuß, Madame; ich habe noch junge Beine, und die Motion ist mir sehr heilsam. Nach langem Bitten erhielt ich die Erlaubniß. Ich gieng früh um sechs Uhr fort, übergab mein Schreiben bey dem ersten Cabinets-Secretär, wartete die Antwort ab, und war damit zu Mittage wieder in Paris, so munter, als käm ich von einem Spaziergange. Man überhäufte mich mit Lob und Dank, und ich ver-

vergaß darüber alle überstandene Beschwerlichkeiten. Nach Tische kam unser Wirth Martin und brachte einen Ring, den Madame Dumas für zehn Louisd'or verkaufen wollte, mit der Antwort zurück, man habe ihm nur sechs Louisd'or drauf geboten, und er sey doch weit mehr werth, als sie forderte. Ich schwieg ganz stille, aber Abends stellte ich Herrn Martin zwölf Louisd'or zu, und bat, er möchte sagen, man habe ihm endlich noch so viel für den Ring geboten. Sie war darüber sehr verwundert, errieth aber nicht, daß es von mir herkäme. Die Natur erschien mir nun in einem weit schönern Gewand, und niemals war ich so heiter und so zufrieden gewesen. Wie bald würden bey einem so frohen Leben achtzig Jahre dahin fließen, und wie schnell mag selbst die Ewigkeit vorüber rauschen, wenn man immer einer gleichen Glückseligkeit genießt!

Ich konnte mich indessen nicht von der Begierde losmachen, der liebenswürdigen Rosalie mein Herz zu entdecken. Das sah ich voraus, daß ich nie Muth genug haben würde, ihr meine Gedanken mündlich zu sagen; ich entschloß mich also, nachdem ich manche Bedenklichkeit überwunden hatte, ihr folgenden Brief zu schreiben:

„Mit Zittern ergreife ich die Feder. Verzeihen Sie, Mademoiselle; wenn das ein Verbrechen seyn sollte, so ist es gewiß das einzige, was ich mir gegen Sie vorzuwerfen habe: aber heute weis ich nicht was ich thue. Ich bin Ihnen herzlich gut; ob es Liebe oder Freundschaft ist, das kann ich Ihnen nicht sagen; vielleicht beydes. Werden Sie mir darum nicht feind, ich bitte Sie; Sie würden mich nur unglücklich machen, und ich würde doch nicht aufhören, Sie zu lieben."

Anton Bernhard.

Nun war die größte Schwierigkeit, ihr diesen Brief zu übergeben. Drey Tage lang trug ich ihn vergeblich bey mir. Endlich bot sich eine günstige Gelegenheit dar. Rosalie wünschte ein Buch zu lesen, welches ich hatte. Zum erstenmale in meinem Leben ward ich erfinderisch; ich schrieb meinen Brief auf ein Blättchen, welches gerade inwendig auf den Band des Buchs paßte, wartete, bis sich die Mutter entfernt hatte, und gab dann Rosalien stammelnd und mit zitternder Hand das verlangte Buch. Sie merkte meine Verwirrung: Ums Himmels willen, was fehlt Ihnen denn? — Ach, Mademoiselle, dieses Buch enthält ein Geheimniß, das mir auf dem Herzen

liegt, und das ich niemanden entdecken darf. — Wenn das ist, so nehmen Sie lieber Ihr Buch wieder zurück. — Nein, dann wär' ich noch schlimmer dran, Ihnen wollt' ich's vertrauen; es steht gleich auf der innern Seite des Bandes. Ohne zu antworten, sah sie hinein, las einige Worte, und wurde roth; die Mutter kam herein, und Rosalie legte es aufs Camin. Meine Angst wurde immer größer; ich kam beynahe von Sinnen; das schreckliche Buch! — Die Mutter fragte nach dem Titel; ihre Tochter antwortete für mich. Die Alte nahm es, sah' es an, und blätterte es durch. Das war nicht zum Aushalten; mein Blut starrte in meinen Adern, und ich wurde leichenblaß. Rosalie bemerkte es zuerst, schrie vor Schrekken, besprützte mich, in Ermangelung des Eau de Cologne, mit Wasser und Eßig, und ich kam wieder zu mir: aber mein größter Trost war, daß Rosalie das verwünschte Buch gleich mit in ihr Zimmer nahm.

Madame Dümas besaß nun einen Reichthum von zwölf Louisd'or, die ich für ihren Ring bezahlt hatte, und beschloß, sich auf einige Zeit nach Versailles zu begeben, um vielleicht die kalten und hartherzigen Diener der Gerechtigkeit etwas menschlicher und thätiger zu machen. Uebermorgen wollte sie abreisen. Ich

hatte

hatte kaum das Herz, mich wieder vor Rosalien sehen zu lassen; zitternd gieng ich auf sie zu: aber das gute Kind schonte meiner Verlegenheit; sie ließ sich nichts merken, und sprach in einem so zutraulichen Ton mit mir, daß ich mich erholte. Ich führte Mutter und Tochter zum Wagen; beym Einsteigen hatte ich das unaussprechliche Glück, die Hand meiner Rosalie zu fassen. Ich wagte es, sie ganz gelinde zu drücken; endlich wurde ich dreister, und sie zog ihre Hand nicht zurück. Das war das erste Glück meiner Liebe. Nie werde ich den seligen Augenblick vergessen, so tief ist er in mein Herz gegraben!

Nach dieser Trennung blieb ich einige Tage zu Hause. Herr Martin wunderte sich, mich immer so einsam und niedergeschlagen zu finden, glaubte, daß die Langeweile den größten Antheil an meiner Traurigkeit hätte, und rieth mir daher, mich zu zerstreuen und das Schauspiel in den Boulevards zu besuchen. Dort, sprach er, herrscht die wahre Fröhlichkeit und ungekünstelte Natur. Ich bin in der Oper gewesen, und habe gejähnt; in der französischen Tragödie wird einem gar übel, und ich habe allezeit acht Tage lang Kopfweh darnach; es geht nicht bunt genug durcheinander; ich würde mehr Soldaten, mehr blutige Köpfe und

mehr

mehr Getümmel anbringen, statt der langen Reden, bey denen man einschläft.

Ich folgte dem Rath meines Wirths, und gieng in die Varietés amûsantes. Neben mir stand ein mir unbekannter Mensch, der sich meiner treulich annahm, mich mit dem Inhalt des Stücks und mit den Namen der Schauspieler bekannt machte, und seine Höflichkeit so weit trieb, daß er mir sogar Erfrischungen aufnöthigte. Nach der Comödie wollte er mich durchaus bis zu meinem Quartier begleiten, und dann schlug er mir vor, daß wir Tags darnach bey Nicolet zusammenkommen könnten. Er wußte diesen Vorschlag mit so verbindlichen Freundschafts-Versicherungen zu begleiten, daß ich ihm nicht widerstehen konnte, und wir bestellten uns um vier Uhr in's Palais Royal. Ich hielt mich für sehr glücklich, daß ich einen so höflichen und artigen Menschen kennen gelernt hatte, und erschien pünktlich zur bestimmten Zeit. Er war schon vor mir da gewesen, so groß war sein Verlangen nach meiner Gesellschaft.

Wir giengen vor der Eröffnung des Schauspiels mit einander spazieren. Er erkundigte sich sehr freundschaftlich nach meinen Umständen, gab mir den Rath, nicht viel Geld zu

mir

mir zu stecken, wenn ich öffentliche Oerter besuchte, weil überall Spitzbuben unter der Larve der ehrlichsten Menschen umherschlichen, und bot mir endlich in der Ergießung seines vortreflichen Herzens seine Börse an; ich dankte ihm dafür mit vieler Wärme. Lassen Sie uns offenherzig mit einander reden, sprach er, in Ihrem Alter braucht man immer mehr, als man hat; sehen Sie mich als Ihren besten Freund an, Sie werden Ihr Zutrauen keinem Unwürdigen schenken. Sie leiden doch keine Noth; sagen Sie mir, sind Sie mit Geld versehen? — O ja, so ziemlich. — Und wie viel haben Sie? — Zehn Louisd'or. — Da müssen Sie hübsch mit wirthschaften. Er fragte mich hierauf, was für Gesellschaften ich besuchte, und rieth mir, in der Auswahl meiner Freunde vorsichtig zu seyn. Mit wem haben Sie denn hier vorzüglich Umgang? fragte er. Ich erzählte ihm darauf von Madam Dümas und ihrer liebenswürdigen Tochter, und daß sie eben in Versailles wären. Von der letzten sagte ich ihm so viel Schönes vor, daß er endlich anfieng: ich wette, Sie lieben das schöne Mädchen? — Ja, antwortete ich, ich bin zum Sterben in sie verliebt. Ich wache wohl zwanzigmal des Nachts auf, und glaube ihr Bild vor mir zu sehen, und am Tage bilde ich

mir

mir ein, es fehle mir etwas, wenn ich nicht ihre sanfte Stimme höre. — Ist sie reich? — Nein, das gar nicht. Ich erzählte ihm hierauf die Geschichte mit dem Ring, den ich unter der Hand gekauft hatte. Er lobte meine Großmuth, und versicherte mir, daß er mich deswegen noch mehr schätzte. Eine edle Seele, sprach er, kennt keine größere Wollust, als der leidenden Tugenden beyzuspringen, und dem, was sie liebt, einen Gefallen zu erzeigen. Nichts darf einem da zu kostbar seyn, und wenn man sich selbst verkaufen müßte. — Sagen Sie mir, haben Sie den Ring bey sich? — Nein, sprach ich, Herr Martin hat ihn in Verwahrung. Kurz darauf fragte er, ob ich bisweilen Briefe von der Mutter erhielt. — Ich hoffe, sie wird mir nächstens schreiben, antwortete ich. — Schreibt sie gut? — Ich habe noch nichts von ihrer Hand gesehen. Während dieser vertraulichen Unterredung waren wir bey Nicolet angekommen. Er wollte mich durchaus frey halten. Ich kann die günstige Gelegenheit nicht vorbey lassen, sprach er, Ihnen zu zeigen, wie hoch ich Ihre Unschuld und Redlichkeit schätze. Bleiben Sie ja diesen vortreflichen Grundsätzen treu. Wollte Gott, daß alle Menschen so dächten!

Wir

Wir nahmen nach dem Schauspiel mit dem wärmsten Freundschaftsgefühl von einander Abschied. Unsere Trennung war besonders deswegen sehr schmerzhaft, weil er vierzehn Tage bey einem Onkle auf dem Lande zubringen mußte, von welchem er eine Erbschaft zu hoffen hatte; ich war darüber untröstlich, denn ich hatte noch keinen Menschen gesehen, der so gefällig und so zuvorkommend gewesen wäre.

Am folgenden Tage, als ich kaum aus dem Bette war, klopfte jemand an meine Thüre. Eine ziemlich bejahrte Frau, in einem schwarzen Kleide, mit einer großen Haube, trat herein, und fragte mit einem sanften, lächelnden Blick, ob ich nicht Herr **Anton Bernhard** sey? — Ja, Madame, das bin ich. — Ich freue mich sehr, Sie zu sehen; man hat mir eine so schöne Beschreibung von ihrer guten, edlen Denkungsart, und von Ihrer Liebe zur Wahrheit, gemacht, daß ich eine wahre Sehnsucht nach Ihrer Bekanntschaft gehabt habe. Bleiben Sie auf diesem Wege; lassen Sie sich nicht von dem herrschenden Ton anstecken, und Gott wird Sie segnen. Ich komme von Versailles, und bringe Ihnen einen Brief von Madame **Dümas**, Ihrer und meiner Freundin. Als ich diesen Namen hörte, schrie ich vor Freuden, bat die gute Dame um Verzeihung, setzte ihr einen

Stuhl, und dankte für Ihre Güte, für Ihre Gefälligkeit. Ich hätte sie küssen mögen. — Nun, wie befindet sich diese verehrungswürdige Frau? — Ziemlich wohl, bis auf einen kleinen Schnupfen. — Und Mademoiselle Rosalie? — Die sitzt beständig in Gedanken; ich denke immer, sie hat etwas Liebes zu Paris; denn in Versailles wird ihr die Zeit lang; sie beklagte sich darüber noch gestern Abends bey mir. Es ist wahr, das ist ein allerliebstes, vortrefliches Mädchen. Wie glücklich muß der Mann seyn, dem sie ihre Liebe schenkt! — Das that mir in meinem Herzen so wohl, wie der köstlichste Balsam. Ich riß den Brief auf, und verschlang ihn. Er war folgenden Inhalts:

„Ich schreibe Inen in vollem Vertrauen auf Ihre edelmüthige und freundschaftliche Gesinnung. Um meinen Sollicitationen mehr Nachdruck zu geben, muß ich ein Geschenk von zwanzig Louisd'or machen. In dieser Verlegenheit habe ich niemanden, an den ich mich wenden könnte, als Sie, mein theuerster Herr. Ich bitte Sie, mir, wenn es ohne Ihre Beschwerde geschehen kann, nur zehn Louisd'or zu borgen; das übrige hoffe ich durch den Verkauf eines entbehrlichen Hausraths zu erhalten. Sie können dieses Geld der Madame Saint-

Denis anvertrauen, welche sich erboten hat, den Brief selbst zu bestellen. Diese brave Frau ist eine meiner ältesten Freundinnen. Rosalie ist wohl, und bittet mich eben um die Erlaubniß, hier noch ein paar Zeilen beyzuschreiben."

Therese Dümas.

„Viel tausend Grüße von Ihrer Freundin! Mama und ich bedauern sehr, daß wir Sie nicht bey uns haben. Wären Sie da, so würde uns gewiß die Zeit nicht so lang werden."

Rosalie Dümas.

Eine sanfte und eben so lebhafte Entzükkung bemächtigte sich meiner ganzen Seele, als ich diese von einer mir so theuern Hand geschriebenen Worte las. Augenblicklich zahlte ich der gutherzigen Frau meine zehn Louisd'or in die Hand, dankte ihr tausendmal für ihre gütige Bemühung, und begleitete sie noch bis an die Hausthüre, wo ich ihr meinen besten Segen mit auf den Weg gab.

Ich flog zurück auf meine Stube, überließ mich der lautesten Freude, las und küßte Rosaliens Nachschrift unzähligemal, und ließ mir im Taumel meiner Freude einen grünseidenen Beutel machen, in welchem ich diesen

Brief verwahrte, um ihn auf meiner Brust zu tragen.

Einige Tage nachher kamen die beyden Damen von Versailles zurück. Sie waren von sehr übler Laune, und beklagten den vergeblichen Aufwand, welchen sie gemacht hatten, um einen Minister zu sprechen, der sie mit den untröstlichen Antworten abgespeist hatte: man wolle zusehen, es sey eben kein Geld vorhanden, und die Forderung müsse auch noch besser bewiesen werden. Von den zehen Louisd'or, die ich ihnen geborgt hatte, wurde kein Wort gesprochen, und ich nahm mich eben so sorgfältig in Acht, mir im geringsten etwas davon merken zu lassen.

Ich war inzwischen ganz entblößt von Gelde, und es geht einem damit, wie mit der Gesundheit; erst, wenn man daran Mangel hat, fühlt man, wie unentbehrlich es ist. Ich theilte Herrn **Martin** meine Verlegenheit mit; der kannte meine Finanzumstände, und war über ihren plötzlichen Verfall sehr verwundert. Ich mußte ihm die ganze Geschichte aufrichtig erzählen. Er war von Natur mißtrauisch, und bildete sich gleich ein, es sey mit dem Anlehn nicht so ganz richtig. Ob er mir also gleich Verschwiegenheit hatte geloben müssen, so verrieth er doch mein Geheimniß. Madame Dü-

mas erschrack, und ließ mich den Augenblick rufen. Ich mußte ihr mein Abentheuer nochmals umständlich beschreiben. Sie verlangte den Brief zu sehen, welchen die Frau gebracht hatte. Ich war darüber etwas betroffen, weil er in dem grünen Beutel steckte, den ich auf meiner Brust trug. Endlich nach wiederholtem Bitten zog ich ihn hervor, und wurde dabey wegen der sonderbaren Verwahrung meines Heiligthums über und über roth. Zum Glück gab man eben nicht darauf Acht, und Madame Dümas suchte ein Billet, das sie geschrieben hatte, um uns zu beweisen, daß es ganz verschiedene Hände wären. Mein Wirth betheuerte, er hätte das gleich gedacht, ich sey betrogen, und der gute Freund in der Comödie, der sich mir mit so vieler Wärme aufgedrungen hätte, das sey der Dieb gewesen. — Ich bat ihn, dem guten Menschen nicht unrecht zu thun, er habe die ehrlichste Gesichtsbildung gehabt, und müßte ja der verruchteste Bösewicht seyn, wenn er sich so hätte verstellen können. Herr Martin versicherte, daß ich die Menschen schlecht zu kennen schiene, und mit meiner treuherzigen Einfalt noch oft so anlaufen müßte, bis ich klüger würde. Wer in aller Welt, setzte er hinzu, wird denn auch sagen, wie viel Geld man zu Hause liegen hat? — Wenn man mich

nun aber darnach fragt, muß ich denn nicht die Wahrheit sagen? — Mit Ihrer Wahrheit! Sie sind eine gute ehrliche Haut: aber fahren Sie nur so fort, so werden Sie mit Ihrer Wahrheit und mit Ihrer Menschenkenntniß in den ersten paar Jahren geraden Wegs ins Hospital, oder ins Tollhaus wandern. Ich hörte seine weisen Lehren ganz geruhig an, und freute mich, daß ich bey dieser Begebenheit nur mein Geld verlohren, dagegen aber an Freundschaft auf Seiten der Mutter und Tochter viel mehr gewonnen hatte.

So gut mir auch Herr **Martin** war, und so sehr er mir auch mein Daseyn gönnte: so gieng seine Zuneigung doch nicht so weit, daß er mich hätte auf Kosten seines Beutels leben lassen. Er entdeckte also der Madame **Dümas**, daß ich ihren Ring erhandelt hätte. Diese vortrefliche Frau setzte mich darüber zur Rede; der Ring wurde von neuem feil geboten, und um einen ansehnlichen Preiß verkauft, wovon ich meinen Vorschuß von zwölf Louisd'or wieder bekam.

Nun hatte ich alles im Ueberfluß; berauscht von meinem gegenwärtigen Glück, bekümmerte ich mich wenig um die Zukunft, und überließ mich bloß der Leitung des Schicksals.

Aber es zog sich ein Ungewitter an unserm Horizont zusammen. Rosalie, die liebenswürdige Rosalie, klagte einige Tage über Mattigkeit und Kopfschmerzen; am dritten Tage wurde das Fieber heftiger, sie fieng an irre zu reden. Ich wurde in der Nacht geweckt, lief zu einem geschickten Arzt: aber der wollte nicht aufstehen, und zu seinem Glück konnte ich die Thüre nicht aufsprengen, sonst hätte ich ihn aus dem Bette herausgezogen. Es wurde mir ein anderer vorgeschlagen; ich flog zu ihm, bat und schrie, bis der Herr Doctor seinen Schlafrock *) um sich warf, die große Perücke aufsetzte, und sich bequemte, mir zu folgen. Er verordnete eine schleunige Aderlässe. Ich eilte zum Wundarzt, und brachte ihn gleich mit. Was für ein rührendes Bild! Ein junges reizendes Mädchen, die kaum noch wie eine Rose blühte, blaß und unkenntlich auf dem Todbette, neben ihr die gute Mutter, mit verweinten Augen, wie sie ihre Tochter alle Augenblicke

*) Manche Dame wird es unschicklich finden, daß der Herr Doctor in einem so indecenten Anzuge zu seiner Patientin geht. Allein *robe de chambre* ist und bleibt doch ein Schlafrock. Ländlich, sittlich. Die Geschichte ist übrigens im Jahre 1784 geschrieben.

blicke umarmt; sie bittet, nicht zu sterben, und sich selbst dem Tode zum Opfer darbietet; und meine Wenigkeit auf der andern Seite in der äußerst en Bestürzung und in rastloser Geschäftigkeit, wenn ich gleich in der Zerstreuung nicht wußte, was ich für sie thun sollte.

Ich hatte lange gefürchtet, Madame Dümas würde es für unschicklich halten, meine zwölf Louisd'or zu einiger Unterstützung anzunehmen. Endlich wagte ich es, sie auf den Knieen darum zu bitten. Sie umarmte mich. Ich will mit Ihnen theilen, antwortete sie; die Gesundheit meiner Tochter liegt mir freylich sehr am Herzen, und Sie meynen es ja so gut mit uns.

Rosaliens Krankheit war immer noch gefährlich. Des Nachts durfte ich nicht da bleiben; aber ich kam zuweilen an ihre Thüre, um zu hören, wie es mit ihr stände. Am Tage saß ich neben ihrem Bette, oder lief in der Stadt herum, um alles herbeyzuschaffen, was zu ihrer Besserung beytragen konnte. Endlich ließ das Fieber nach, es schien uns ein Strahl von Hoffnung, und wir lebten wiederum auf. Am Sonntage wollte Madame Dümas in die Messe gehen; sie bat mich daher, indessen bey ihrer Tochter zu bleiben; denn eine ordentliche Wärterin zu halten, litten ihre Umstände nicht.

Ich setzte mich ans Bette, ohne ein Wort zu sprechen; nur die Augen hatte ich beständig auf sie gerichtet. Bey einem Seufzer, der mir endlich entwischte, drehte sie sich nach mir herum, sah mich mit einem sehr freundlichen Blick an, und reichte mir stillschweigend die Hand. Gott, wie ich sie drückte, wie ich sie in der Entzückung küßte! — Ach, beste Rosalie, rief ich endlich aus, werden Sie gesund, o werden Sie gesund, oder ich sterbe mit Ihnen. Ich konnte vor Weinen und Schluchzen nicht weiter reden. Rosalie antwortete nicht, aber sie drückte mir ganz gelinde die Hand. Ich küßte die ihrige, und benetzte sie mit Thränen. In dem Augenblick trat Madame Dümas herein. Rosalie zog ihre Hand zurück, aber ich konnte meine Thränen nicht verbergen. Was fehlt Ihnen, sprach die Mutter, Sie weinen ja? — Ich mußte ihr den ganzen rührenden Auftritt erzählen. Sie antwortete nichts; aber Abends rief sie mich auf die Seite und fragte, ob ich ihre Tochter wirklich liebte? — Ja, Madame, ich bete sie an. — Haben Sie ihr schon etwas davon entdeckt? — Mündlich nicht, aber schriftlich. — Und hat sie Ihren Brief angenommen? — Ich erzählte ihr, welcher List ich mich bedient hätte. Nun, sprach sie, Sie verdienen um Ihrer Jugend

und um des aufrichtigen Geständnisses willen Verzeihung. Aber, ich bitte Sie, wenn Ihnen Freundschaft und Ehre heilig ist, nähren Sie diese unglückliche Neigung nicht. Wir sind arm, Ihre Umstände sind eben nicht glänzender, und Ihre Verbindung würde also die nachtheiligsten Folgen für Sie beyde haben. Kommen Sie, und versprechen Sie mir, daß Sie sie nicht mehr lieben wollen. — Sie nicht mehr lieben? Madame, wie soll ich das anfangen? — Vernunft und Zeit siegen über die heftigste Leidenschaft. So versprechen Sie mir wenigstens, daß Sie Ihre Liebe vor ihr geheim halten wollen. Ich versprachs mit Seufzen. Und von dieser Zeit an lernte ich die Quaalen der Liebe kennen.

Am folgenden Tage besuchte ich, um mich zu zerstreuen, den Spaziergang auf den Boulevards. Ich drängte mich durch eine Menge von Wagen hindurch, und schlich so in Gedanken fort; da faßte mich ein Bedienter beym Arm, und wies mir eine Kutsche, in welcher eine Dame säße, die mich sprechen wollte. Ich folgte ihm, und fand Mademoiselle Adelaide. Sie empfieng mich mit einem freundlichen Lächeln, und gab mir einen sanften Verweis, daß ich sie bey dem Grafen von Altenhauß verrathen hätte. — Mademoiselle, antwortete

ich, es thut mir sehr leid: aber man muß doch immer die Wahrheit sagen. — Nein, wahrhaftig nicht, die Wahrheit macht nicht allezeit Freunde. Aber ich verzeihe Ihnen gern, und behalte mir deswegen immer noch das Vergnügen vor, Ihnen zu dienen. Der Graf von **Altenhauß** war so uralt, als seine Familie, und ich habe ihm den Abschied gegeben. Seine Unterhaltungen von Staatssachen und von dem Interesse der Fürsten wurden mir lästig; ich habe mit meinem eigenen genug zu thun, und bekümmere mich wenig um die Angelegenheiten der großen Herren. Jetzt lebe ich mit dem Marquis von **Valinzac**, dem Liebhaber der Herzogin von **Beaucourt**, der Gemahlin des Ministers; der Marquis zieht mich ihr insgeheim vor, und durch die Verwendung meiner Nebenbuhlerin erhalte ich, was ich nur verlange. Kommen Sie morgen gegen Mittag zu mir, da will ich Sie dem Marquis vorstellen.

Ich kam zur bestimmten Zeit. Aber der Herr Marquis hatte sich vor Sonnenaufgang schon aus den Armen seiner Geliebten reißen müssen, um durch die Unterhandlung seiner guten Freunde, christlicher Juden, eine Summe von 1500 Louisd'or zusammenzubringen, die er in der vergangenen Nacht verspielt hatte.

Adelaide hatte ihm aber von mir gesagt, und ich erhielt Befehl, mich um zwey Uhr bey ihm einzufinden. — Nur vergessen Sie nicht zu sagen, Sie wären ein armer Edelmann; der Adel ist sein Steckenpferd; ich habe diese List gebraucht, um seinen Eifer mehr anzufeuern, er würde um alles in der Welt keinem Bürgerlichen etwas zu Gefallen thun wollen. — Ich hatte noch Zeit übrig, ehe ich dem Herrn Marquis aufwarten sollte. Ich machte daher einen kleinen Umweg, und hatte so meine Gedanken darüber, daß Mademoiselle Adelaide mich adeln wollte. Aber das ist ja eine Lüge, sagte ich zu mir selbst, wie kann ich mich für einen Edelmann ausgeben? In der Welt kömmt man bloß mit der Wahrheit fort. Herr Martin, der mir eben begegnete, fragte, warum ich so in Gedanken wäre? Ich erzählte ihm Adelaidens Varschlag, und theilte ihm zugleich meine Bedenklichkeiten mit. — J, da ist auch was zu bedenken; ich würde mich für den Sohn des großen Moguls ausgeben, wenn ich mein Glück damit machen könnte. — Aber es ist doch immer gelogen, und das Lügen — — ist in der Welt unentbehrlich. Die meisten Menschen würden einander hassen, wenn sie ihr gutes Vernehmen nicht noch durch Betrug unterhielten; man belügt die Fürsten, die Damen,

die

die Großen, und die Kleinen, und sie verlangen es nicht besser; die Lügen allein sind das Band, welches die menschliche Gesellschaft zusammenhält. Die Wahrheit wird überall gehaßt; und will man sie ja einmal auftreten lassen, so muß sie so sorgfältig eingekleidet werden, daß man sie ja nicht erkenne. Das ist der Ton der großen Welt!

Ich empfahl mich Herrn **Martin**, und ließ mich durch seine Trugschlüsse nicht verführen. Meine mütterlichen Grundsätze hatten in meinem Herzen schon zu tiefe Wurzeln geschlagen. Mitten unter meinen Betrachtungen kam ich vor die Wohnung des Marquis. Nach Vorzeigung eines Briefs, den ich mitbrachte, führte man mich in den Badsaal, wo er sich aufhielt. Nun Sie kommen eben recht, war seine Anrede; ich nehme Ihre Versorgung auf mich, und bis Sie eine Stelle erhalten, sollen Sie mit hundert Louisd'or Besoldung mein Vorleser seyn. Sie finden übrigens einen guten Tisch in meinem Hause, und ich hoffe, Sie sollen mit mir zufrieden seyn. — Ich dankte ihm aufs verbindlichste; Sie machen mich, gnädiger Herr, sprach ich, durch Ihre Gnade reicher, als Sie selbst sind. Er lachte über meinen Einfall, und reichte mir ein Buch, woraus ich ihm, während er im Bade saß, vorlesen mußte.

Der

Der Titel des Buchs war: les Bijoux indiscrets *); es gefiel dem Herrn Marquis außerordentlich, aber ich verstand nichts davon. Bey meiner Mutter hatten wir zum Abendzeitvertreib ganz andere Bücher gelesen: Marie à la Coque, la Legende Dorée, & les Miracles &c. und andere Schriften von dem Schlag, die ohngefähr das sind, was den Deutschen das güldene Schatzkästlein der Kinder Gottes, die Insel Felsenburg ꝛc.

Als ich weggieng, machte mir der Herr Marquis folgende Beschreibung von meinen Berufsgeschäften: Des Morgens, wenn ich im Bade bin, und Abends, wenn ich zu Hause schlafe, lesen Sie mir etwas Wollüstiges vor, bis ein sanfter Schlaf meine Augen schließt. Ich will mir lauter frohe Träume schaffen. In einem Zeitraum von sieben bis acht Jahren habe ich ein Vermögen zusammengebracht, welches mir jährlich zweymal hunderttausend Livres abwarf. Nach der Versicherung meines treuen Verwalters ist es jedoch bis auf die Hälfte geschmolzen. Wenn man des Lebens genieß-

*) Man hat von diesem etwas skandalösen Werke des Herrn Diderot, auch eine deutsche, höchst erbärmliche, Uebersetzung.

genießen will, so kostet es freylich Geld, und ich versage mir nicht gern etwas. Jetzt bin ich dreyßig Jahre alt, also habe ich ohngefähr noch funfzehn Jahre im Schooße der Freude zu leben, die will ich in einem ununterbrochenen Taumel zubringen, und dann, wenn alle Quellen süßer Wollust versiegen, will ich, müd und lebenssatt, gern entschlafen.

Er hat auch Wort gehalten; im fünf und vierzigsten Jahre starb er, voller Schulden, mit einem ausgemergelten Körper und mit gelähmten Gliedern. Zwey Jahre vor seinem Tode litt er noch unsägliche Schmerzen, auf die er bey dem frohen Genusse seines Lebens freylich nicht gerechnet haben mochte.

Für dasmal sah ich den Marquis nicht eher wieder, als da ich ihm den andern Morgen beym Baden vorlesen mußte. Als ich kaum angefangen hatte, schickte die Herzogin von **Beaucourt** ein Billet, über welches er laut lachte. Schreiben Sie, Herr **Bernhard**, fieng er an, das Billet ist zu spashaft, als daß man nicht darauf antworten sollte:

„Ja, meine schöne Herzogin, ich will Ihnen kein Geheimniß draus machen; ich habe die Nacht bey der kleinen **Adelaide** zugebracht. Aber das bildete ich mir nicht ein, daß eine

Frau

Frau von Ihrem Stande, der ich so heilige Versicherungen von meiner beständigen Liebe gegeben habe, durch eine bloße Schekerey mit einem gemeinen Mädchen aufgebracht werden könnte. Diese kleine Abwechselung erhöht vielmehr den Werth eines bessern Genusses, und wenn Sie erlauben, daß ich Ihnen aufwarten darf: so will ich Ihnen zeigen, daß sie auf meine ehrfurchtsvollen und zärtlichen Gesinnungen gegen Sie nicht den geringsten nachtheiligen Einfluß gehabt hat."

Der Marquis ließ sich hierauf ankleiden, und kam an diesem Tage nicht wieder zum Vorschein. Erst am folgenden Morgen um drey Uhr ließ er mich wecken, weil ich ihm vorlesen sollte. Mein Freund, sprach er, ich bin nicht von der besten Laune; ich glaubte einen Theil der Nacht bey der Herzogin zuzubringen, aber sie hat sich über mein Billet geärgert, und hält es für beleidigend. Nun sage mir, du hast es gelesen, war es nicht in der Sprache der wärmsten und lautersten Empfindung geschrieben? Aber so sind die Weiber, man kann sich in ihren Eigensinn nicht finden! Lies mir etwas Lustiges vor, um diese Nebel zu zerstreuen. Ich ergriff das erste beste Buch; es hieß: **der Sopha.** — Nein, das ist mir zu ernsthaft; ich bin jetzt nicht zum Nachdenken aufgelegt.

Suche

Suche mir lieber die Werke des Abt Grecourt. „Die Herzogin hat doch wahrlich sonderbare Einfälle; sie glaubt, man könne sie nicht lieben, wenn man bey andern schläft!" — Da ich den Abt Grecourt nennen hörte: so dachte ich nicht anders, als daß seine Schriften von moralischem oder erbaulichem Inhalt seyn würden. Aber es kamen so wunderliche Ausdrücke darinnen vor, die meinen Ohren ganz fremd waren, daß ich einmal über das anderemal stotterte, und mein Gesicht für Schaamröthe glühte. Zum Glück goß der Schlaf bald seinen wohlthätigen Balsam auf die müden Augen des Herrn Marquis, und ich schlich mich eilig davon.

Beym Bade machte ich wieder meine Aufwartung; die böse Laune des Marquis war verschwunden, aber es hatte ihn dafür eine solche Trägheit des Geistes befallen, daß er nicht zween Begriffe mit einander verbinden konnte. Lege dein Buch auf die Seite, sprach er, wir wollen eins plaudern. Nicht wahr, du bist aus der Provinz Limosin? Ja, Herr Marquis. — Und von wem stammst du da ab? — Von meiner Mutter. — Nun, daran zweifle ich nicht. Aber hast du Verwandte von einigem Ansehen, die eine gewisse Rolle in der Welt spielen? — Ja, ich habe einen Vetter, der ist

Canonicus zu Limoges. — Ey, der Henker, das ist ein großes Glück, eine schöne Verherrlichung deiner Familie. — Aber was war denn dein Vater, hat er gedient? — Er war, so wie mein Großvater, ein ehrlicher Tuchhändler. — Ein Kaufmann? also ist deine Familie herunter gekommen? — O nein, gnädiger Herr, wir haben uns immer redlich genährt. — Ja, bist du denn nicht aus einem adelichen Hause? — Nein, gnädiger Herr, Mademoiselle Adelaide hat mir zwar gerathen, daß ich mich für einen Edelmann ausgeben sollte: aber das wäre ja eine Lüge, und die verabscheue ich; es entsteht immer nichts Gutes daraus. — Wahrhaftig, lieber Freund, es thut mir leid; ich habe einen Edelmann versorgen wollen, aber keinen Bürgerlichen. Hier hast du vier Louisd'or; du kannst nun hingehen, wohin du willst. Ich wünsche Dir viel Glück.

Ich konnte mich über diese Ungnade des Herrn Marquis leicht trösten; das Vorlesen war gar nicht nach meinem Geschmack, und seine Schriften ärgerten nur meine Unschuld. Ueberdieses konnte ich nun zu Rosalien zurückkehren, und an ihrer Seite vergaß ich alle Reiche der Welt.

Ich hatte, wie sich meine Leser erinnern werden, versprechen müssen, ihr nichts von mei-

meiner Liebe zu sagen, und darüber kam ich bald in große Verlegenheit. Madame Dümas berechnete sich eben mit Herrn Martin, und ich saß in einer andern Ecke mit Rosalien und schnitt ihr eine Feder. Als ich sie probiren wollte, sprach sie mit einer allerliebsten Munterkeit: Was wollen Sie hinschreiben? — Was Sie befehlen, antwortete ich. — Gut, schreiben Sie, ob Sie verliebt sind. Da war ich gefangen; ich erinnerte mich meines Versprechens, und schrieb mit der größten Bestürzung: ich habe geliebt, aber ich habe versprochen, meiner Liebe zu entsagen. Rosalie griff geschwind nach dem Papier: aber, als sie diese Worte las, warf sie es hin, kehrte mir den Rücken zu, und würdigte mich den ganzen Abend keines Blicks. Ich war in Verzweiflung, und brachte die ganze Nacht in der größten Unruhe zu.

Am andern Tag konnte ich Rosalien nicht eher als beym Essen sehen. Unter dem Vorwande, daß sie eine Zeichnung fertig machen müßte, hatte sie sich in ihr Cabinet eingeschlossen. Bey Tische sah sie sehr heiter, ich aber sehr einfältig aus; das Essen schien ihr zu schmecken, und ich konnte beynahe keinen Bissen hinterbringen. Sie mochte meine Verwirrung merken, und um sich noch mehr über mich

lustig

lustig zu machen, fragte sie, ob ich lange nicht bey Mademoiselle Adelaide gewesen wäre. Sie bildete sich nämlich ein, das sey ihre Nebenbuhlerin. Ich wurde bey dieser Frage roth bis ans Ohrläppchen, und weis bis diese Stunde nicht, was ich ihr darauf geantwortet habe. Sobald wir aufstanden, verschwand sie, und gieng wieder an ihre Arbeit. Madame Dümas merkte aus dem Ton und aus dem Betragen ihrer Tochter, daß etwas unter uns vorgefallen war; sie verlangte eine Auskunft darüber von mir, und ich erzählte ihr den ganzen Vorgang mit meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit. Sie war zufrieden mit mir und bat, ihr diese scheinbare Strenge zu verzeihen. **Ich bin Mutter, sprach sie, und erfülle meine Pflicht.**

Aber bey aller der Heiterkeit, die meine zärtliche Rosalie vorgab, war ihr Gemüth nicht ruhiger. Sie hat mir hernach gestanden, daß sie die halbe Nacht hindurch geweint habe, darauf aber in die Messe gegangen sey, um Gott inbrünstig zu bitten, daß er sie diese unglückliche Liebe vergessen und ihre Leidenschaft besiegen lassen möge. Zur Liebe gesellet sich gemeiniglich ein Gefühl von Andacht, und diese verbindet sich hingegen mit einer Empfindung der Liebe, und ist oft Bedürfniß zu lieben.

Sobald ich Madame Dümas verlassen hatte, lief ich in meine Stube und vergoß einen Strom von Thränen; das machte mir einige Erleichterung. Ich gieng aus, und wanderte weit im Felde herum, ohne zu sehen noch zu hören, ganz in tiefes Nachdenken über meinen traurigen Zustand versunken. Erst spät, da alles zu Bette war, kam ich zurück, und mit Tages Anbruch stolperte ich wieder im Felde herum. Dieses Herumirren schien meinen Schmerz ein wenig zu lindern, vielleicht weil ein gerührtes Herz mehr Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur hat, oder weil die Bewegung den nagenden Kummer zerstreuen hilft. Ich aß sogar außerhalb der Stadt, und doch fühlte ich einen mächtigen Drang, wieder in die wohlthätige Atmosphäre zurückzukehren, in welcher meine Rosalie athmete. Mein Wirth kam mir entgegen, und versicherte, Madame Dümas habe sich meinetwegen sehr beunruhigt, und schon einigemal nach meiner Zurückkunft fragen lassen. Ach, wie sehr sehnte ich mich nach ihrer Gesellschaft, und doch besann ich mich im Hingehen; mir ward bange, und meine Füße wankten. Sie gab mir wegen meiner langen Abwesenheit einen Verweis; zugleich bemerkte ich in ihrem Gesicht Spuren einer Traurigkeit, die mich erschreckte. Rosalie stand

am

am Fenster mit ihrer Arbeit. Ihre Mutter und ich waren beym Camin. Es herrschte eine allgemeine Stille. Auf einmal hörte ich Rosalien weinen. — Gott, Rosalie, was fehlt Ihnen? — Plötzlich sprang Madame Dümas auf, warf sich ihrer Tochter in die Arme, und weinte mit ihr. Ich fiel ihnen zu Füßen und bat inständig, mir die Ursache ihrer Thränen zu eröffnen. Was für ein Unglück ist Ihnen begegnet? oder was haben Sie zu fürchten? — Nichts, mein Freund; Sie wissen, daß wir nicht glücklich sind, und meine Tochter ist eben zum Weinen gestimmt. Ihre Thränen machen ihr das Herz leichter. Sie faßte sich wieder, setzte sich und wollte sich in ein Gespräch einlassen: aber es hatte sich ein Kummer über ihre ganze Seele verbreitet; Schmerz und Zwang unterdrückten ihre Stimme; sie brachte nichts Zusammenhängendes hervor und mußte abbrechen. Rosalie, die noch weniger Herr über sich war, seufzte und schluchzte in einem fort. Indem klopfte man an die Thüre — Ach, liebe Mutter, das ist er. — Wer denn, Mademoiselle, wer? — Ach, die Mutter will ihre Sachen verkaufen, und ich will lieber die meinigen hergeben, das will sie nicht zugeben. — Und warum denn verkaufen? — Wir sind Hrn. Martin acht Louisd'or schuldig, der

will bezahlt seyn, und giebt uns zu verstehen, er müßte uns sonst, so ungern er auch dran gienge, das Quartier aufsagen. — Aber ich habe ja, schrie ich, ich habe ja noch zwölf Louisd'or! bin ich nicht ein glücklicher Prinz? hier, hier sind sie, gleich will ich Hrn. Martin befriedigen. Madame Dümas hielt mich zurück; nein, sprach sie, Ihre Großmuth rührt mich, aber ich kann das nicht zugeben. — Und warum, Madame, Sie strafen mich also mit Verachtung? hören Sie nur, Mademoiselle, und was habe ich Ihnen denn gethan? — Nichts, lieber Mann, ich schätze Sie außerordentlich hoch: aber Sie sind eben nicht glücklicher als wir. — Ich, nicht glücklicher? Nicht mit dem glänzendsten Loose in der Welt würde ich tauschen. Ich bin bey Ihnen, und besitze einen Reichthum von sechzig Thalern. Kommen Sie, Rosalie, wir wollen Ihre Mutter fußfällig bitten, sie von mir anzunehmen. Es wurde indessen wieder an die Thüre geklopft; ich machte auf, und fand einen kleinen Kerl, der mich fragte, ob hier nicht die Frau wohnte, die ihre Kleider verkaufen wollte? — Ihre Kleider? fort mit dir, Elender! hier ist nichts zu verkaufen. — Verzeihen Sie, mein Herr, ich muß hinein. — Aber du sollst nicht, sag' ich dir. — Als er die Thüre endlich auf-

reißen

reißen wollte, kam ich in Zorn, erwischte ihn beym Halse und schleppte ihn bis an die Treppe. Jemehr er sich sträubte und loswinden wollte, desto fester packte ich ihn. So brachte ich ihn von einer Treppe zur andern bis unten ins Haus. Er schrie und heulte, aber ich war unerbittlich. Als ich ihn los ließ, wollte er wieder die Treppe hinauf: aber ich erwischte ihn bald, und riß ihn vielleicht ein wenig zu heftig zurück, daß er hinstürzte und einige Stufen hinunterpurzelte. Ich sprang hierauf triumphirend zu Herrn Martin, zählte ihm sein Geld auf, und erschien den ganzen Abend nicht wieder bey Madame Dûmas, um keinem Verweise und keiner abschläglichen Antwort ausgesetzt zu seyn.

Ich war sehr zufrieden mit mir selbst, und hatte eine sanfte ruhige Nacht. Wie süß ist nicht das Bewußtseyn einer wohlthätigen Handlung, zumal zum Besten einer Person, die man liebt! Die Sonne stand schon hoch am Horizont, und ich schlief noch. Da kam Hr. Martin plötzlich in meine Kammer gesprungen, und schrie: Was Teufel haben Sie denn gestern mit dem Lumpenkerl, dem Trödler, vorgehabt? Ich hörte ihn wohl brüllen auf der Treppe: aber daß ich ein Narr wäre, und mischte mich in fremde Händel. Sie hätten ihn meinet-

wegen immer erdrosseln mögen; wenn auch einmal ein solcher Spitzbube umkommt, so stehen wieder zehn ärgere an seiner Stelle auf. Frisch, aus dem Bette; wir sind zum Commissaire Cocard citirt. — Ich bin unschuldig; ich fürchte mich vor nichts, und will schon mit dem Herrn Commissaire reden. — Ich kleidete mich geschwind an, und begab mich in Gesellschaft des Herrn Martin zu diesem Helfershelfer der Gerechtigkeit. Seyn Sie nur beherzt, sagte mein Wirth unterwegs, es sind keine Zeugen dabey gewesen, läugnen Sie alles frisch weg, ich will schwören, daß ich nichts gehört habe.

Man hatte beym Commissaire Cocard große Beschwerden über mich geführt. Mein Gegentheil war die Frau des Trödlers, weil ihr Mann, wie sie vorgab, wegen allzugroßer Schmerzen das Bett hüten müßte. Als die Klage vorgelesen war, betheuerte Herr Martin, es sey alles durchaus falsch, ich hätte den Kerl nicht angerührt, und er wisse von nichts. Darüber wurde die Frau aufgebracht; es entstand ein heftiger Wortwechsel, und die Schimpfwörter flogen von beyden Seiten. Der Herr Commissaire rückte seine Perücke zurecht, setzte sich in Positur, und gebot den handelnden Partheyen Stillschweigen. Drauf wendete er sich

gegen

gegen mich hin, und rief mich mit ernsthafter und majestätischer Stimme auf, mich vernehmen zu lassen. Ich blieb meinen Grundsätzen eben so treu, als Herr Martin den seinigen, und erzählte den Vorgang ohne die geringste Beschönigung. Herr Martin wollte vor Aerger vergehen, und schnitt mir schreckliche Gesichter: aber ich kehrte mich nicht an sein Winken und Drohen, und wich nicht um ein Haar breit von der Wahrheit ab.

Der Commissaire Cocard mochte sein Handwerk verstehen, und bildete sich ein, daß ich wenigstens die Hälfte von meinen Missethaten verhehlte, mithin nach dem, was ich bereits gestanden hatte, eine schwere Strafe verdiente. Er ließ mich also ins Gefängniß führen. Ich gieng meinem Unglück mit der Standhaftigkeit eines Helden entgegen; das Bewußtseyn, daß ich ein Märtyrer der Wahrheit sey, tröstete mich, und die zwo Tauben, das Sinnbild des heiligen Geistes, schwebten vor mir, welche mich in der Wiege umschattet hatten. Allein mein Wirth Martin wollte rasend werden; er hielt mich für einen Einfaltspinsel, für einen Dummkopf. Da sehen Sie, sprach er, was Sie mit Ihrer Weisheit ausrichten. Ich habe wohl hundertmal in meinem Leben gelogen, und befinde mich recht wohl dabey; wenn man so ge-

wissenhaft seyn will, so muß man zu den Wilden ziehen; unter uns kömmt man damit wahrlich nicht fort. Seine Predigt hörte erst an der Thür des Gefängnisses auf, wo er mich mit dem wohlgemeynten Rath verließ, ich sollte mich wenigstens hüten, dem Stockmeister die Wahrheit zu sagen, das möchte mir sonst übel bekommen.

Kaum war ich angelangt, so erhielt ich schon einen Besuch von Madame Dúmas und ihrer Tochter. Sie fanden mich in einem finstern, schmutzigen Loch, neben drey oder vier Missethätern, und sorgten gleich dafür, daß ich in eine besondere Stube kam, worinnen der ganze Aufputz in einem Strohsessel und in einer kleinen Bank bestand. Auf dieser saß ich mit Rosalien, und der zerlumpte Stuhl wurde Ehrenhalber der Mutter überlassen. Sobald wir allein waren, umarmte sie mich, und dann sah sie ihre Tochter freundlich an: Glaubst du nun wohl, Rosalie, sprach sie, daß er uns gut ist, daß er uns liebt? — Ja, Mama, ich glaube, daß er unser Freund ist. — Und sollte er keinen Anspruch auf unsre Gegenliebe machen? antwortest Du nicht, meine Tochter? — Freylich müssen Sie ihn wieder lieben. — Ich? ja, allerdings: aber Du? — Ich darf nicht. — Wenn ich's nun aber zufrieden bin. — Das

ist nicht genug, liebe Mutter, der Herr müßte mir auch so gut seyn als Ihnen: aber — — — Nun, aber? — Weiter kann ich nichts sagen. — Wie? ich sollte Sie nicht lieben? beste Rosalie! —. Da brach ich ab, wurde roth, schlug die Augen nieder, und dann richtete ich sie nach der Mutter hin. Diese ließ uns noch einige Augenblicke in dieser Verlegenheit, und dann sprach sie: Nun meinetwegen, liebt Euch, meine Kinder; tröstet Euch mit den lautersten und zärtlichsten Empfindungen wechselseitiger Freundschaft bey der Härte Eures Schicksals. Ich fiel zu ihren Füßen, und ergriff dann die Hand meiner Rosalie; ein paar Thränen aus dem Innersten meines Herzens, womit ich sie benetzte, war alles, was ich hervorbringen konnte. Drauf schwur ich ihr in vollem Ernst jene ewige und unveränderliche Liebe, die man sich im Augenblicke der heftigsten Leidenschaft denkt, und wovon man auch im gemeinen Leben Beyspiele finden würde, wenn nicht der Ton und die Sitten der guten Gesellschaft diese ursprüngliche Neigung verderbt, und selbst ihre Natur umgeschaffen zu haben schienen. Wenn der beste Saamen auf ein schlecht gebautes Erdreich fällt, so bringt er bittere Früchte. Nach dieser Ergießung des Herzens ergriff Madame Dümas das Wort:

Meine

„Meine Kinder, sprach sie, unsre unglückliche Lage hindert Eure Verbindung. Wir müssen noch warten, bis Sie eine gewisse Aussicht erhalten, und daran wird es Ihnen bey Ihren Kenntnissen und bey Ihrer guten Aufführung nicht fehlen." Wir entwarfen hiezu einen Plan nach dem andern, verabredeten die Einrichtung der Hochzeit, und unter diesen und andern vertraulichen Unterhaltungen floß der Tag unbemerkt dahin. Wir dachten an kein Gefängniß; es war die Wohnung der Freude und der Glückseligkeit. Von diesem Tage an nennte ich Madame **Dûmas** meine kleine Mutter, und **Rosalien** meine Schwester.

Sie bemühten sich, meine Freyheit auszuwirken: aber der Trödler verlangte eine ansehnliche Summe zur Abfindung, und dies war eben der Knoten, den wir nicht auflösen konnten. Herr **Martin** beehrte mich zuweilen mit seinem guten Rath: aber mir seine Börse anzubieten, das konnte er nicht übers Herz bringen. Sechs Wochen giengen vorüber, und ich hatte noch keine bessere Aussicht. Meine kleine Mutter und **Rosalie** wollten vergehen. Zum Unglück mußten sie sogar nach Versailles. Trübsinn und Unmuth bemächtigten sich endlich meiner Seele. Es schmeckte mir weder Essen noch Trinken, und ich konnte nicht mehr schlafen.

sen. Meine geringe Baarschaft war bald aufgezehrt, und mir drohte schon Hunger und Elend. Da stellte sich in einer schlaflosen Nacht auf einmal Mademoiselle Adelaide vor meine bekümmerte Seele. Ach, dachte ich, wenn sie meine unglückliche Lage wüßte, sie erbarmte sich vielleicht meiner! Dieser Gedanke ließ mich einen Strahl von Hoffnung blicken. Ich stand früh auf, und schrieb einen rührenden Brief an sie, worinnen ich ihr das Schreckliche meines gegenwärtigen Verhältnisses nachdrücklich zu Gemüth führte. Nach Verlauf einer kurzen Zeit erhielt ich auf einem zierlichen wohlriechenden Blättchen folgende Antwort: „Beruhigen Sie sich, mein Freund, heute noch sollen Sie von mir hören." Wie lang schien mir nicht dieser Tag! Es fieng schon an dunkel zu werden, und meine Angst war aufs höchste gestiegen. Ich saß unbeweglich an der Thüre des Gefängnisses, und sah mit starren Augen darnach hin. Auf einmal that sie sich auf, und die großmüthige Adelaide trat selbst herein. Ich flog in ihre Arme, und flehte mit banger Stimme: Ach, Mademoiselle, erbarmen Sie sich meiner, retten Sie mich; ohne Ihre Hülfe bin ich verlohren. — Fassen Sie Muth, antwortete sie, Sie sind frey; ich habe Sie eben abholen wollen. Zu gleicher Zeit

suchte

suchte ein Bedienter meine Sachen zusammen: sie bezahlte den Stockmeister und führte mich zu ihrem Wagen. Dankbarkeit und Freude machten mich stumm; ich drückte ihr die Hand, umfaßte ihre Knie, und weinte. Adelaide war ebenfalls gerührt. Ich hätte nicht gedacht, sprach sie, daß es so süß wäre, wohl zu thun. Sie erzählte mir, wie sie meine Freyheit ausgewirkt hätte. „Ich ließ den Trödler kommen, bot ihm etwas zur Abfindung; er verwarf meine Anträge. Gut, sprach ich, mein Wagen steht unten, wir wollen gleich zum Policeylieutenant fahren; ich kenne ihn als einen Beschützer der Unglücklichen, und ich will ihre Fürsprecherin seyn. Diese Drohung erschreckte den armseligen Juden. Er war zufrieden, und verlangte nur noch die Bezahlung eines neuen Kleides, welches er der Frau des Herrn Commissaire Cocard zum Geschenk gemacht habe. Ich ließ mir auch das gefallen, fuhr sogleich zu diesem rechtschaffenen Cadi, erhielt den Befehl wegen Ihrer Loslassung, und machte mir nun das Vergnügen, ihn selbst zu überbringen.“ — Bey diesen Worten hielt der Wagen vor meinem Gasthofe still. — „Nun, leben Sie wohl, Freund, ich muß noch zu dem letzten Ballet in die Oper, und es ist schon spät. A propos, Sie haben wohl kein Geld mehr, hier

hier ist meine Börse." — Aber, Mademoiselle, wie soll ich Ihnen alles das wieder vergelten, ich habe nichts! — „Ich lasse Ihnen zwanzig Jahre Zeit. Leben Sie wohl, kommen Sie morgen zum Frühstück; ich habe einen Gedanken gehabt, wie man Ihnen vielleicht helfen könnte.

Froh und heiter gieng ich in den Gasthof; Herr Martin aber glaubte ein Gespenst zu sehen, als er mich erblickte. Wie der Henker haben Sie das angefangen, daß Sie den Klauen der Justiz entwischt sind? — Adelaiden habe ich alles zu verdanken, antwortete ich, und erzählte ihm, wie edelmüthig sie an mir gehandelt hätte. — Das ist wahr, sprach er, Mademoiselle Adelaide ist ein Mädchen, wie es keine giebt. Ich wundere mich immer, wenn ich von Leuten höre, die ihr Geld so verschleudern; denn es kömmt nicht wieder, wenn man's zum Fenster hinauswirft. Und doch muß es dergleichen Personen geben; denn jedermann versichert es, und da läßt sich freylich nichts einwenden. Neulich habe ich auch so sechs Louisd'or vorschießen müssen, die Madame Dumas zu ihrer Reise nach Versailles brauchte. Was will man machen? Es ist eine brave Frau, man kann ihr nicht gram seyn, und sie hatte keinen rothen Heller, da mußte man wohl den Beutel ziehen.

Schön,

— Schön, Herr Martin, dafür weis ich Ihnen viel Dank, Sie hätten Ihr Geld nicht besser anlegen können. — Ich habe nichts dagegen verlangt, als daß sie mir ihre Kleider da lassen mußten. — Ja, mein Gott, wie werden sie denn nun zurecht kommen? — Da mögen sie zusehen Es hat jede einen Anzug und drey Hemden, damit kann man bis nach Rom reisen. Ich zahlte ihm sogleich die sechs Louisd'or und ließ den Verschlag, den er zum Pfand hatte, nach Versailles bringen.

Am folgenden Tage vergaß ich nicht, mich zur bestimmten Zeit bey meiner Wohlthäterin einzufinden. Sie empfieng mich mit einer Freundlichkeit, als wenn sie mir Dank schuldig wäre; ihre freundschaftliche Gesinnung gegen mich schien so groß zu seyn, als die Freude über den mir geleisteten Dienst. Hier, sprach sie, hier gebe ich Ihnen ein Empfehlungsschreiben an den Abbe' Saint-Paulin; er ist ein Neffe des Cardinals Saint-Pierre, welcher sehr gut mit der Prinzeßin von Walmeck steht, deren Gemahl viel bey Hofe gilt, und die übrigens von ihm zärtlich geliebt wird. Gehen Sie hin, jetzt treffen Sie ihn an; ich habe dem Abt einige Gefälligkeiten erzeigt, und ich schmeichle mir, daß er sie nicht vergessen hat.

Ich

Ich eilte also auf Flügeln der Hoffnung zum Abt Saint-Paulin. Man ließ mich ungehindert ins Haus. Im Vorzimmer begegnete mir ein Bedienter, der den Dienst hatte, und versicherte, sein Herr sey noch nicht zu sehen. — Woher kommen Sie? — Von Mademoiselle Adelaiden. — Nun, so warten Sie einen Augenblick. — Er meldete es beym andern Bedienten, und dieser beym Kammerdiener. So kam auch von einem Mund zum andern die Antwort, und man führte mich in des Herrn Abbe's Boudoir *).

Der junge Prälat hatte einen mit Spitzen besetzten und mit einem rosenfarbnen Band zugebundenen Pudermantel um sich geschlagen; er übte sich auf der Harpfe, und sang dazu. Seine Stimme war ganz angenehm, aber von keinem großen Umfang. Er winkte mir, ich sollte mich niedersetzen, und dann wiederholte er eine Arie, die ich gemerkt habe. Sie war von seiner eigenen Erfindung und sein Lehrmeister hatte sie componirt:

Liebe,

*) Wir haben noch keinen üblichen Namen für diese Trotzkabinetchen. Damen vom guten Ton, die sie brauchen, wissen sich ohnehin mit dem ausländischen zu behelfen.

Liebe, Freude, holde lautre Lust,
Götter meines Herzens! hört mein Flehen:
Gebt, daß ich an Chloens sanfter Brust,
Ungestöhrt von selbstgeschaffnen Wehen,
Meine kurzen Tage froh durchlebe!
Laßt dem Thoren eitlen Wahn zum Zaum;
Ist das Leben nur ein Traumgewebe,
O so schenkt mir einen süßen Traum!

Als er fertig war, überreichte ich meinen Brief. — Noch einen Augenblick, dann bin ich ganz zu Ihren Diensten. Dümont, (so hieß der Kammerdiener) ich muß hernach ausgehen, nur eine leichte Morgenfrisur! Ich möchte nicht gern die Toilette der Herzogin von Melcourt versäumen. Es soll da eine Unterhandlung wegen lediger Pfründen vor sich gehen, und sie muß sich nothwendig meiner mit allem Eifer annehmen. Es ist erstaunlich, wie wenig für mich gesorgt wird. Ich habe erst eine Abtey mit fünf und zwanzigtausend Livres, bin voller Schulden, und möchte Hungers sterben. Aber ich will auch schreyen! Verzeihen Sie, mein Herr; wie befindet sich Adelaide? — Sehr wohl. — Ich will doch sehen, was sie verlangt. Als er kaum angefangen hatte zu lesen, brachte ein Bedienter ein Billet. Er machte es sogleich auf. —

Sieh

Sieh doch nach, Dümont, ob ich auf den Dienstag schon versprochen bin. Die Marquise von Elmont bittet mich zum Essen. — Dümont brachte ein großes Register in Folio, und las: Am Dienstage, um eilf Uhr einen Spazierritt mit der Gräfin Orsin; um vier Uhr ein Diner mit Herren, auf frische Austern und Champagner-Wein, beym Abbe von Xaintonge. Um neun Uhr Abends zur Prinzeßin von Walmeck, um daselbst in Sprichwörtern die Rolle eines jungen Gecken zu spielen. — Ja, es ist wahr, die muß ich noch studiren. Sage er also der Marquise, ich könnte ihr am Dienstage nicht aufwarten. — Könnten Sie vielleicht Donnerstags? — Dümont, sieh zu, am Donnerstage. — Dümont las weiter: Donnerstags um 10 Uhr eine Singstunde für die junge Aktrice, die auf dem Italiänischen Theater debütirt. Um drey Uhr eine Zusammenkunft im Boulogner Holz mit einer Dame, die nicht genannt ist. — Ey, der Henker, das hätt' ich bald vergessen. Freund, sag' er der Marquise, es thäte mir unendlich leid, ich wollte ihr den Tag sagen lassen, wenn ich kommen könnte.

Drauf nahm er meinen Brief wieder vor. — Nun, das ist spashaft! Adelaide behauptet, Sie sagten alles heraus, was Sie

auf dem Herzen hätten? — O ja, ich habe noch nie die Wahrheit verläugnet. — Toll genug! Sie finden nirgends Ihresgleichen. — Verzeihen Sie, meine Mutter hat in ihrem ganzen Leben auch nur zwo Lügen gesagt. — Das wäre? Ihre Mutter? eine Frau? noch toller! Meine zwey besten Pferde gäb' ich drum, wenn ich ein solches Original einmal acht Tage bey mir haben könnte. Drauf sah er in den Spiegel. — Aber, bester Herr Dümont, die Locken sind so steif und so künstlich.... Du weist nun, daß ich ein Freund von allem bin, was natürlich ist und das Ansehen einer liebenswürdigen Unordnung hat. — Endlich fragte ich ihn, was ich Mademoiselle Adelaiden für Antwort bringen sollte. — O sagen Sie ihr, daß ich ihr durchaus nichts abschlagen könnte, ich würde für sie selbst der Unmöglichkeit troß bieten. Kommen Sie morgen früh wieder, da verspreche ich Ihnen den Erfolg von meinen Bemühungen mitzutheilen. Leben Sie wohl, mein Herr, nehmen Sie das Geleit mit sich.

Ich stellte mich zur rechten Zeit ein: allein der Herr Abt war nicht zu sprechen. Er hatte sich erst früh um sieben Uhr niedergelegt; den Tag darnach lernte er Musik, und es wurde durchaus niemand vorgelassen; bald war er

nach

nach Versailles gefahren, bald hatte er Arzney eingenommen, bald war er ausgeritten, bald gar nicht nach Hause gekommen. Ich ward endlich des vergeblichen Laufens müde, und beklagte mich darüber bey **Adelaiden**. Das wundert mich gar nicht, sprach sie, es ist seine Art so, er sorgt nur für sein Vergnügen: aber ich will selbst mit ihm reden, und Sie sollen bald weitere Nachricht erhalten.

Vierzehn Tage lang hörte ich weder von **Adelaiden** noch von dem Herrn Abt etwas. Endlich, als ich schon zweifelte, daß ich etwas ausrichten würde, kam ein Billet von **Adelaiden**, worinnen sie mich zu dem Herzog von **Bellozane** bestellte, welchem ich von der Prinzeßin von **Walmeck**, seiner Schwester, nachdrücklich empfohlen sey.

Diese glückliche Nachricht gab mir wieder neues Leben; das Unglück, sprach ich, wird es überdrüßig, mich immer zu verfolgen; die Wahrheit muß am Ende doch noch belohnt werden. Ich wartete dem Herzoge auf, und wurde weit gnädiger empfangen, als von dem Abt von **Saint-Paulin**; es war aber auch nur ein großer Herr, und der Herr Abt ein verzogenes Kind aus dem Stamm Levi.

Der Herzog sagte mir mit einer sehr liebreichen Miene, man hätte ihm viel Gutes von mir erzählt. — Besonders sollen Sie die Wahrheit stets im Munde führen? — Und im Herzen, gnädigster Herr. Soll man nicht die Lügen verabscheuen? — Ja freylich; eben dieser seltnen und vortreflichen Eigenschaft wegen will ich für Sie sorgen. Sie sollen einen Dienst haben, der sich ganz mit Ihrer Denkungsart verträgt. Morgen werden Sie mehr erfahren, ich hoffe, Sie können mit Ihrem Schicksal zufrieden seyn. Gehen Sie indessen zu Herrn **Dûbois**, meinem Haushofmeister. — Hier erfuhr ich, daß mir funfzehnhundert Livres Besoldung nebst freyem Tisch ausgesetzt wären. Ich hielt mich nun für einen andern **Crösus**, und beschloß, meinen Reichthum mit meiner kleinen Mutter und mit meiner lieben **Rosalie** zu theilen. Diese schrieben mir, man vertröstete sie immer mit leeren Hoffnungen, und ihre Angelegenheit rückte darum nicht einen Schritt weiter.

Der Herzog von **Bellozane** hatte eben keine vorzüglichen Gaben, aber dagegen einen unmäßigen Ehrgeiz, und damit verband er die schlaue Geschmeidigkeit eines alten Hofmanns. Es sollte jedermann von ihm sprechen; der Ruf seines Namens sollte durch den ganzen

Erd-

Erdkreis erschallen, das war das Ziel seiner Wünsche. Er wollte in jedem Fache glänzen, aber die Staatsklugheit, die Kriegskunst, und der blendende Schimmer der Schöngeisterey reizten seine Eigenliebe vorzüglich. Ein gewisser Herr **Dorval**, seiner Profeßion ein Schriftsteller, der als schöner Geist berühmt war, schlich sich alle Morgen insgeheim in das Kabinet des Herzogs, und gab seinem funfzigjährigen Schüler Unterricht im Latein. In dieser gelehrten Gesellschaft wurden galante Episteln, Satyren und Sinngedichte ausgebrütet, die unter dem Schleyer der Anonymität erschienen, und von dem ganzen Hause für rechtmäßige Geburten des gnädigsten Herrn anerkannt wurden, oder ausgegeben werden mußten.

Der Herzog ließ mich zu sich rufen und weihte mich zu meiner künftigen Bestimmung mit folgender Rede ein: „Das Amt, welches ich Ihnen anvertraue, erfordert eben so viel Einsicht, als Aufrichtigkeit. Sie besuchen alle öffentliche Oerter, die Coffeehäuser und andere Gesellschaften, wo sich Gelehrte versammeln; denn diese Herren richten über die Produkte ihres Gebietes, ohne sich an die Vernunft oder selbst an uns zu kehren, nach eigner Willkühr, und sind die allmächtigen Schöpfer eines guten

Namens. Da lauschen Sie aufmersam auf alle Gespräche, und was sie von mir hören, es sey Lob oder Tadel, das erzählen Sie mir getreulich und offenherzig. Finden Sie Gelegenheit, einen unberufenen Kunstrichter zurecht zu weisen, oder die gute Meynung eines andern in ein helleres Licht zu stellen, so verlasse ich mich hierbey auf Ihren Scharfsinn, auf Ihren Diensteifer. Alle Vormittage zehn Uhr kommen Sie dann und statten mir über die Entdeckungen des vorigen Tages Ihren Bericht ab. Sehen Sie, das ist das ganze Geschäfte, welches ich Ihnen auftrage." Ich versprach Treue und Fleiß, und gieng noch jenen Tag, meinem Berufe gemäs, auf Kundschaft aus. Aber lange waren meine Bemühungen fruchtlos. Es fiel niemanden in ganz Paris ein, an den Herrn Herzog von **Bellozane** zu denken. Er war darüber höchlich verwundert, denn er bildete sich ein, das ganze Publikum müßte sich mit dem Namen und Daseyn eines großen Herrn von seinen Verdiensten unaufhörlich beschäftigen. Endlich wurde ich für meine Mühe belohnt. Ich kam in ein Coffeehaus, dem Schauspielhause gegenüber, das war der Sammelplatz einiger Irrlichter des Parnasses, deren Glanz bereits verloschen war. Sie trösteten sich über die kurze Dauer

ihres

ihres Ruhms mit dem ähnlichen Schicksale ihrer Nachfolger, und fanden in der Beförderung desselben durch eine strenge Critik neuer Werke ein schmeichelhaftes Vergnügen. Ich stellte mich neben einen Haufen dieser abgedankten Schriftsteller, und lieh ihren erbaulichen Unterhaltungen mein horchendes Ohr. Sie beklagten feyerlich den Verfall der Litteratur und des Geschmacks, und suchten die Ursache davon in den seichten Kenntnissen der Damen, welche sich heutzutage das Richteramt in der Gelehrtenrepublik anmaßen wollten. Sie sprachen von den dornichten Wegen, auf welchen man zum Gipfel des Parnasses aufklimmen müßte, von der Gleichgültigkeit des Hofes gegen die Lieblinge der Musen, und von der Undankbarkeit des Publikums gegen große Geister, welche Zeit und Gesundheit aufopferten, um ihm Vergnügen zu schaffen, und das Licht der Aufklärung zu verbreiten. Nach und nach wurde ihr Unwille heftiger, und die Geissel ihrer Critik beissender, bis endlich einer ihrer Collegen mit einer wichtigen Miene hereintrat, welcher das Orakel dieses gelehrten Senats zu seyn schien. — Kommen Sie denn einmal zu uns; riefen ihm die andern zu. Wir haben Sie ja in drey Tagen nicht gesehen. — Es ist wahr; ich hatte mich eingeschlossen, um den

zudringlichen Einladungen zu entgehen, und die letzte Hand an meine Uebersetzung zu legen; aber nun bin ich auch müde und matt. — Was giebts neues in der gelehrten Welt? — Man spricht, besonders in der großen Welt, viel von einem geistreichen und geschmackvollen Roman, der vom Herzog von Bellozane herrühren soll. — Bey diesem Namen verdoppelte ich meine Aufmerksamkeit. — Ich habe ihn mit dem größten Vergnügen durchgelesen, fuhr er fort; er ist ungemein launigt geschrieben, und liefert ein vortreflich gezeichnetes Gemälde vom Hofe. Man sieht, daß eine Meisterhand diese Bilder entworfen hat; man erkennt die originelle Manier des Herzogs, und den feinen Pinsel eines großen Herrn. — Keinem dieser Herren war das Buch bekannt; Sie fragten: seit wenn es erschienen wäre? — Seit vier Wochen; es ist bey Demonville zu haben. Meine Herren! das Buch müssen Sie sich kaufen; es ist ein klaßisches Werk. — Er schilderte hierauf die Verdienste des Herzogs; seine Talente, seinen Geschmack, seine ausgebreiteten Kenntnisse waren die vorzüglichsten Farben dieses Gemäldes. Ich hörte begierig zu; jeder Zug dieser herrlichen Lobrede drückte sich tief in mein Gedächtniß, und ich lief, um nichts davon zu verlieren, sogleich

nach

nach Hause, und brachte alles zu Papier. Von der lautersten Freude durchströhmt gieng ich dann am folgenden Morgen zum Herzog, und gab ihm meine Neuigkeiten Stück vor Stück zum Besten. Das traf ihn im innersten seines Herzens; er versicherte mir im Taumel der Freude, die ewige Fortdauer seiner Gnade, und verlangte, ich möchte ihm nur eine Gelegenheit geben, mir seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Diesen günstigen Augenblick durfte ich nicht ungenutzt vorbeylassen; ich fiel ihm zu Füßen, und entdeckte ihm das Anliegen, welches mir auf dem Herzen lag. Ich bin zufrieden, sprach ich; Ihre Gnade läßt mir nichts zu wünschen übrig; aber ich kenne zwey unglückliche Geschöpfe, die im äußersten Elende schmachten, und Ihr großmüthiges Mitleid gewiß verdienen. Ich beschrieb die Lage der Madame **Dümas**, so traurig als möglich, und gedachte hierauf der Forderung von 30000 Livres an den Hof, worauf sie ihre einzige Hoffnung gründete. Meine Bitten um seine Verwendung waren so dringend, daß er mir endlich versprach, sich ihrer anzunehmen. Er gieng auf einige Tage nach Versailles, und ich mußte ihr schreiben, daß sie ihm eine umständliche Vorstellung in der Sache überbringen könnte.

Sie that es; ihr Unglück rührte ihn lebhaft; er stellte sie dem Minister vor, von dem die Entscheidung der Angelegenheit abhieng, und sprach mit so vieler Wärme zu ihrem Vortheil, daß, nachdem Madame Dümas noch vierzehn Tage lang zwischen Furcht und Hoffnung geschwebt hatte, die Zahlung endlich beschlossen wurde. So scharfsichtig ist die Gerechtigkeit, sobald die Gunst ihr die Binde von den Augen zu nehmen geruhet.

Der Herzog war so gnädig, mich sogleich mit dieser Nachricht zu erfreuen, und mir die Verordnung zur Auszahlung selbst zuzustellen. Ich eilte damit nach Versailles, stolperte über Hals und Kopf drey Treppen hinauf bis zur Wohnung meiner Damen, trat keichend und mit klopfendem Herzen ins Zimmer, wollte reden und konnte nicht, und überreichte blos die Verordnung. Man fiel mir um den Hals; man überhäufte mich mit Dank und Schmeicheleyn; Mutter und Tochter überließen sich der ausgelassensten Freude. O, das war ein glücklicher Tag! Wie leicht vergißt man da nicht aller überstandenen Mühseligkeiten. Wenn man hätte wollen ein Bild der Glückseligkeit malen, so hätte man uns drey sehen müssen, in einem armseligen Wirthsstübchen, wo der ganze Ausputz in einigen Strohsesseln, einem Tische

sche und einem Bette bestand! Als die erste Aufwallung der schwärmenden Freude vorüber war, sprachen wir auch von ernsthaften Sachen. — Der Wohlstand, welchen wir Ihrer Vermittelung danken, fieng Madame Dümas an, ist zu unserm gemeinschaftlichen Auskommen nicht hinreichend. Sie sind in der Blüthe Ihrer Jahre, mitten auf der Bahn des Glücks, der Herzog von Bellozane ist Ihr Gönner, und Sie sehen, wie mächtig seine Gunst ist. Suchen Sie sich in derselben immer fester zu setzen, und sobald Sie eine gewisse Versorgung haben, wollen wir eine Verbindung knüpfen, die ich gewiß eben so sehnlich wünsche, als Sie, und die mein Trost und meine Glückseligkeit in meinen alten Tagen seyn soll. Wir wollen indessen in unsre Provinz zurückkehren, und daselbst in Zufriedenheit und Einsamkeit auf dem Lande leben, bis jener frohe Zeitpunkt kommen wird. Bey diesem Entschlusse blieb es. Wir mußten uns trennen, und diese Trennung schien uns sehr grausam zu seyn, obgleich eine glücklichere Zukunft unsrer wartete.

Gleich nach meiner Zurückkunft trat ich wieder meinen Dienst beym Herzog an. Ich lies mich bey Madame Dühameau vorstellen. Diese Frau machte Anspruch auf den Titel ei-

nes schönen Geistes, war sonst ein wenig verliebt gewesen, hernach ein wenig fromm geworden, und wollte nun noch eine große Rolle in der Welt spielen. Um ihre Laufbahn zu beschließen, wie die an einem schönen Abend untergehende Sonne, hielt sie zweymal in jeder Woche eine Gesellschaft für Leute von Geschmack und schöne Geister. Sie selbst hatte den Vorsitz in dieser gelehrten Versammlung, und las ihre Abhandlungen, ihre Gedanken über neue Werke, über neue Theaterstücke, über lächerliche, scharfe, oder gelinde Recensionen der gelehrten Zeitungen zuerst; dann lasen die Mitglieder ihre Aufsätze ab, um den Beyfall der übrigen Gesellschaft zu erndten, und am Ende, weil diese geistigen Wesen sich mehr mit Ambrosia und Götterkost, als mit gemeinen Speisen nähren, wurde ein kleines Abendbrod aufgesetzt, bey welchem man sich jener glücklichen Zeiten erinnerte, als noch die ersten Ministers Mittags mit einer Schüssel gekochten Fleisches und Abends mit einem Braten vorlieb nahmen. In dieser geistreichen Versammlung war jedoch der Braten durch ein besonderes Gesetz verboten, und dagegen ein Gericht Wurzeln oder sonst ein ländliches Zugemüse herkömmlich.

Ich

Ich erschien einmal sehr zeitig, und traf nur drey oder vier Mitglieder an. Man war eben mit den Stadtneuigkeiten fertig, und fieng an vom Hofe zu sprechen. Es war die Rede von einer Veränderung im Ministerium, einem Gegenstande, der das Publikum, welches dabey nicht intereßirt ist, und immer neue Auftritte zu sehen wünscht, oft sehr beschäftigt.

Es heißt ja, sprach einer der Anwesenden, daß der Herzog von **Bellozane** das Departement der auswärtigen Angelegenheiten bekommt. — Der Herzog von **Bellozane**? rief ein Gasconischer Abbé, da kommen wir schön an, das ist der aller .... — Ich wünsche Ihnen Glück, sprach Madame **Dühameau** zu mir, Sie sind doch schon in seinen Diensten? — Ja, Madame, ich habe die Gnade, ihm täglich aufzuwarten. — Ey der Tausend! fieng der Gasconier wieder an, Sie sind in den Diensten des Herrn Herzogs von **Bellozane**? Da haben Sie eine herrliche Aussicht! Das ist der allerliebenswürdigste, der gelehrteste und großmüthigste Herr am ganzen Hofe! Ich wollte Gasconiens beste Pfründe drum geben, wenn ich das Glück hätte, diesen vortreflichen Redner, dieses Muster der schönen Geister in der Nähe zu bewundern; und

und so brach er auf einmal in eine förmliche Lobrede auf die großen Eigenschaften des Herzogs aus.

Ich merkte mir jeden Ausdruck des Panegyristen, und eilte, die Ohren des Herrn Herzogs damit zu kitzeln. Er freute sich über meinen Diensteifer und über die gute Meynung des Gasconiers. Das muß ein gescheiter Mensch seyn, sprach er, ich möchte ihn wohl kennen lernen, Sie können ihn einmal des Morgens mitbringen.

Als ich aus dem Cabinet herausgieng, begegnete ich dem Dichter, der auf dem Coffeehause so viel schönes von den Talenten und von dem Roman des Herzogs gesagt, und mir zur Befriedigung der Madame Dümas verholfen hatte. Man erzählte mir, es sey eben der Herr Dorval, welcher wöchentlich dreymal zum Herzog käme, um mit ihm zu arbeiten. Er erkannte mich nicht, aber ich hatte mir jeden seiner Züge so tief eingeprägt, daß mir seine Gesichtsbildung sogleich wieder einfiel.

Dem Befehle des Herzogs gemäs, suchte ich den gasconischen Abbe' auf, und nahm ihn mit mir. — Es freut mich, Sie bey mir zu sehen, sprach der Herzog zu ihm, ich weis von sicherer Hand, daß Sie mir ein wenig gut sind. — O das glaub' ich, in große Männer bin ich

ganz

ganz vernarrt, das ist meine schwache Seite! — Dieser Einfall wurde wohl aufgenommen, wie ich aus dem Lächeln des Herzogs abnehmen konnte. Als ihm endlich genug Weihrauch gestreut worden war, beurlaubte er uns, und lud den Herrn Abbe ein, ihn künftig öfterer zu besuchen.

Ich setzte meine Nachforschungen fleißig fort, und lies keine Gelegenheit vorbey, meinen Beruf zu erfüllen; aber meine Mühe war vergeblich; man sprach nirgends vom Herzog, und ich konnte ihm weder Lob noch Tadel hinterbringen. Er verwunderte sich darüber nicht wenig, und schrieb es meiner Nachläßigkeit zu. Der gasconische Abbé war glücklicher als ich. Als er wieder aufwartete, hatte er einen ganzen Sack voll Neuigkeiten bey sich, die den Herzog ungemein belustigten. Er fieng mit einigen spashaften Anekdoten an, die er den Tag vorher aufgefangen hatte. Ich war, sprach er, auf den **Boulevards**, umringt von einigen jungen Spöttern, die sich auf Kosten der Vorübergehenden lustig machten. — Ist das nicht Graf **Novion** und Marquis **Verdac**, fieng der eine an; das sind ein paar aufrichtige Schwätzer. Gestern in der Oper erzählten sie einander die rühmlichen Thaten ihrer Mütter. **Novion** gestand, daß er eigentlich sein

Daseyn nicht seinem rechten Vater, sondern dem G. von Saint-Pierre zu verdanken hätte. Verdac aber war der Meynung, seine Mutter würde selbst nicht genau bestimmen können, ob er vom Marschall Mondidier, oder vom Herrn Plaisance herstammte. — Ist das nicht der Marquis von Vallancourt in dem prächtigen Wagen? — Richtig. — Von dem muß ich dir eine schöne Geschichte erzählen. Neulich spricht der Graf Bonnin zu ihm: Wie geht das zu, Du bist niemals zu Hause, ganze Nächte bringst Du beym Spiel hin, besuchst die Schönen der Stadt, und hast doch eine so vortrefliche, geistreiche und reizende Frau? Ja, antwortete Vallancourt, ich hielt meine Frau auch für allerliebst, als ich sie nur sechs Wochen hatte, wie Du, aber lebe erst ein Dutzend Jahre mit ihr, wie ich, so wird diese Begeisterung schon vergehen. — Eben fuhr die Herzogin Roxelane in einer Art von Triumphwagen vorbey. — Das ist wahr, sprach einer der Herren, es ist eine glückliche Frau, alle Weiber beneiden sie; sie hat den größten und gutherzigsten Hahnrey in der Stadt zum Manne. Neulich war es ihm einmal eingefallen, seiner Frau des Nachts einen Besuch abzustatten. Sie war das sonst nicht gewohnt, und hatte eben eine sehr interressante Unterre-

dung

dung mit dem Chevalier Belval. Der Herr Gemahl dachte an nichts böses, hatte seine Schlafmütze auf und ein Licht in der Hand. Belval hört ein Geräusch, will entwischen, und steht auf einmal gerade vor dem Herzog. Zum Glück hatte er nur einen alten Ueberrock an; und seine Gegenwart des Geistes half ihm durch. Ach, gnädiger Herr! schrie er, bringen Sie mich nicht ins Unglück, ich bin ein Dieb, und bitte um Gnade; Ich habe noch nichts gestohlen, lassen Sie mich gehen. Der großmüthige Mann erhohlte sich wieder von seinem Schrecken, ließ sich erbitten, machte die Thüre auf, und sprach zu ihm: Geh, Bösewicht, geh, und laß dich anderwärts hängen; und Belval lief, was er nur laufen konnte. Der Herzog gieng darauf zu seiner Gemahlin, weckte sie aus ihrem tiefen Schlafe, und schrie: Sie sind aber auch erstaunlich unvorsichtig; wär' ich nicht gewesen, man hätte Ihnen Ihre Diamanten, Ihre Kleider und wer weis was sonst noch gestohlen. — Sie erschrecken mich; was giebts denn? — Da hab' ich eben in Ihrem Vorzimmer einen Dieb angetroffen. — Einen Dieb! — ach Gott! — Sie fiel vor Schrecken in Ohnmacht. Allein der zärtliche Gemahl brachte sie durch Liebkosen und Anstreichen wieder zum Leben.

Als der Abbe' seine Histörchen ausgekramt hatte, fragte ihn der Herzog, ob nicht das Gespräch irgendwo auch auf ihn gekommen wäre. — Ja, gnädigster Herr! Ich weis nicht, ob ich es Ihnen wieder sagen soll, denn es lief auf einen Tadel hinaus. — Das hat nichts zu bedeuten; lassen Sie einmal hören, was man an mir auszusetzen gefunden hat. — Man wollte behaupten, Sie wären zu sehr Philosoph, Sie überließen sich jener genügsamen Sorglosigkeit, welche den schönen Geistern eigen sey, da doch ein Mann von Ihren Kenntnissen sich um das Vaterland verdient machen könnte; und noch vorgestern bey Madame Dühameau sagte ein gescheuter Kopf, es sey Schade, daß Sie so wenig Ehrbegierde hätten, ganz Frankreich richte seine Augen auf Sie, und nenne Sie nur den Schutzgeist des Volks. — Nicht wahr, sprach der Herzog zu mir, Sie waren vorgestern auch bey Madame Dühameau? — Ja, gnädigster Herr. — Haben Sie denn nichts von diesen Vorwürfen gehört, die man mir gemacht hat? — Nein, gnädigster Herr. — Das macht, antwortete der Abbe', weil der Herr eben seine Gedanken anderwärts hatte, er sprach mit seinem Nachbar.

Dieser

Dieser Vorfall stürzte mich. Schon am folgenden Morgen ließ mich der Herzog rufen, und dankte mir ohne weitere Umstände für die ihm geleisteten Dienste.

Ich verließ abermals den Tempel Fortunens traurig und niedergeschlagen, aber voll Zuversicht, mitten unter den Stürmen des Unglücks. Denn ich hatte eine Rosalie! Als ein anderer Byas wanderte ich mit allen meinen Reichthümern fort, und gieng gerade zu meinem alten Freund Martin. Ha ha, mein trauter Ritter der Wahrheit, rief er mir zu; Sie haben gewiß einmal wieder Ihrer Göttin zu Liebe einen dummen Streich gemacht. Wer in aller Welt wird denn auch großen Herren die Wahrheit sagen, die sie nicht einmal gern im Bilde sehen — —? Gehen Sie nur hin, Sie werden um Ihrer Wahrheit willen noch Hungers sterben, das prophezeyhe ich Ihnen, und wenn Sie kein Brod haben, wird sich schwerlich eine so treuherzige Seele finden, die sich Ihrer annähme. Von mir wenigstens haben Sie nichts zu erwarten.

Ich hörte kurz darauf, daß der Gasconische Abbe', mit dem ich den Herzog bekannt gemacht hatte, an meine Stelle gekommen sey. Er war glücklicher als ich in seinen Entdeckungen,

und der Herzog wurde in allen Gesellschaften so oft gepriesen, daß ihm seine treuen Berichte bald eine Präbende von funfzehntausend Livres eintrugen. So leert das eigensinnige Glück sein Füllhorn stets in den Schoos der Tugend aus.

Ich gab meinen lieben Freundinnen Nachricht von meinem traurigen Schicksal, und fand darinnen einigen Trost. Leiden knüpfen oft das Band der Freundschaft und der Liebe fester, und die Zärtlichkeit wächst im Unglück.

Zu eben der Zeit erhielt ich einen Brief von meiner Mutter, mit der betrübten Nachricht, daß sie der Schlag gerührt habe, und daß sie auf der linken Seite beynahe ganz gelähmt sey. Sie bezeugte ein großes Verlangen mich zu sehen, und klagte über das harte Schicksal, in ihren alten Tagen von einem geliebten Sohn getrennt, und einsam und verlassen leben zu müssen. Diese Klagen rührten mich im Innersten der Seele. Ich beschloß, sie in ihrer Einsamkeit zu besuchen und ihr die Beschwerlichkeiten des Alters erleichtern zu helfen.

Madame Dümas antwortete bald. „Liebes Kind, schrieb sie, kommen Sie zu uns; vergessen Sie hier an Rosaliens Seite die Verfolgungen des Schicksals, und theilen Sie

mit

mit uns ein Glück, das wir Ihnen zu verdanken haben; wir erwarten Sie beyde mit Sehnsucht. Sie sind nicht für die große Welt gemacht; Sie ziehen ohne Spieß und Helm gegen Leute zu Felde, die vom Kopf bis zu Fuß bepanzert sind. Verschlagenheit, Ränke und Lügen triumphiren über Wahrheit und Tugend, und erheben sich stolz auf ihren Trümmern. Zu diesen Betrachtungen hat mir noch Ihr letzter Unfall Gelegenheit gegeben. Kommen Sie also, mein Bester, Sie finden hier unter einem armseligen und einsamen Dache Tugend, Freundschaft, Zutrauen, und vielleicht Zufriedenheit."

Wie leicht vergaß ich über diesen vortrefflichen Brief meinen kleinen Ehrgeiz, alle Grossen der Erde, **Paris**, und mein Unglück! Mein Abschied von der großmüthigen **Adelaide** war zärtlich; ich schwur, ihrer Freundschaft ewig zu gedenken, nie aber wieder nach **Paris** zurückzukommen, und eben so wenig auf die Gunst der Menschen oder des Glücks zu rechnen. Das versicherte ich auch meinem Wirth **Martin**, bezahlte ihn reichlich, und sah ihn dafür zum erstenmal in seinem Leben gerührt. Nun eilte ich auf Flügeln der Liebe meiner frohen Aussicht entgegen. Man empfieng mich als ein Kind des Hauses, wozu ich

auch bald aufgenommen wurde. Vier Wochen darnach führte ich Rosalien zum Altar, und wir gelobten uns ewige Liebe. „Ja, meine „Beste! Dein Herz allein ersetzt mir alles, „mein einziger Stolz ist, Dir zu gefallen, „und Deine Liebe ist mein größter Reichthum, „meine Glorie!“

Wir reiseten nachher mit einander zu meiner Mutter. Ich bewog sie, ihr Haus zu verkaufen, legte noch funfzehntausend Livres dazu, die ich auf das Heurathsguth meiner Frau aufnahm, und kaufte eine Meile von Ussel ein artiges Landguth, welches wir mit vereinigten Kräften nach unserm Geschmack verschönerten. Hier fließen uns in Gesellschaft meiner Mutter und Schwiegermutter und einiger Freunde, die uns besuchen, die Tage ruhig und heiter dahin. Erhebt sich ja ein Wölkchen, so trübt es wohl einen Augenblick unsern Horizont, aber es kömmt nie zum Ausbruch eines verderblichen Ungewitters. Die Stürme ziehen vor dem sichern Wohnsitz der Freundschaft und Genügsamkeit vorüber. Wir sind zwar nicht frey von kleinen Leiden, die mit dem Daseyn der Sterblichen unzertrennlich verbunden sind. Aber die Uebel, welche Einbildung und Eitelkeit erzeugt, diese weit grausamere Plage un-

sers unglücklichen Geschlechts, sind von unserm kleinen Kreise auf immer verbannt.

Ich habe seit meinem hiesigen Aufenthalte auch das Glück gehabt, der wohlthätigen **Adelaide** meine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Ihre sanfte, gefühlvolle Seele mußte von der Tugend gereizt und zu ihr hingezogen werden, sobald sie sie kennen lernte. Ihre Besserung und ihre gegenwärtige Zufriedenheit sind Früchte ihres großmüthigen Mitleids. Sie befand sich einst in einer Versammlung von Spielern, einem wahren Räubernest, welches die Policey längst hätte zerstöhren sollen; ein junger Gelehrter, Namens **Davin**, der Sohn eines Notarius, war auch in diesen Tempel der Hölle gelockt worden, wo grausame Priester ihre Opfer sonder Mitleid würgen. Der junge Mensch fiel in die ihm gelegte Schlinge, und verlohr sechshundert Louisd'or auf sein Ehrenwort. Wuth und Verzweiflung bemächtigten sich seiner Seele; er wankte mit den entsetzlichsten Gebehrden in eine Ecke des Saals, zerriß mit den Zähnen die Karten, und verfluchte knirschend sein Daseyn. **Adelaide** sah ihn hier zum erstenmal: aber ihr zärtliches Herz wurde von jedem Unglück gerührt. Sie redete ihn an, und suchte seiner verwirrten Seele Trost und Hoffnung einzuflößen.

— Mademoiselle, ich bin verlohren, meine Ehre steht auf dem Spiel, und ich kann nicht zahlen. — Ich besitze einen Wechsel auf zwanzigtausend Livres, Sie sollen ihn haben, und damit können Sie bezahlen. Es geschah; **Davin** dankte seiner Wohlthäterin mit innigster Rührung, besuchte sie einigemal, und entbrannte von der heftigsten Liebe für sie. Sie hatte zu jener Zeit eben ein geheimes Verständniß mit dem Sohn des Grafen von **Valsain**, und gab sich alle Mühe, die unglückliche Neigung in dem Herzen ihres neuen Liebhabers zu unterdrücken. Allein sie wurde dadurch nur stärker; er bot **Adelaiden** im Taumel der Leidenschaft seine Hand an; sie schlug sie aus, und er bat, flehte und weinte umsonst. Er schüttete seinen Kummer in den Busen eines Freundes aus; dieser hielt es für Pflicht, das Geheimniß dem Notarius zu entdecken; und der alte Vater verband sich mit dem Grafen von **Valsain**, um einen Befehl auszuwirken, daß die gute, zärtliche **Adelaide** in Verhaft genommen werden sollte. Sie erfuhr das Unglück, welches ihr drohte, durch eben den Freund, der sie verrathen hatte, setzte sich in der Bestürzung auf die Post, und kam gerade zu mir. Es war für mich ein froher, rührender Anblick, als ich sie sah; ich umarmte sie

mit

mit herzlicher Empfindung. Meine ganze Familie war damit zufrieden, daß ich ihr in meinem Hause eine Freystatt vergönnte, und begegnete ihr sehr freundlich. **Davin** forschte ihren Aufenthalt aus und kam auch zu uns. Er bat bald **Adelaiden**, bald mich und meine Frau, seine Leidenschaft zu begünstigen. Ihr zärtliches Herz konnte endlich einer so feurigen Liebe nicht länger widerstehen; sie ergab sich unter der Bedingung, daß er die Einwilligung des Vaters auswirkte, oder daß die Verbindung bis nach dessen Tode ausgesetzt bliebe. **Davin** war damit zufrieden und kehrte voller Freude nach **Paris** zurück: **Adelaide** aber gieng in ein Kloster.

Der alte Notarius beharrte in seinem Eigensinn, und lebte noch zwey Jahre. Alle Vierteljahre machte **Davin** einmal eine Pilgerreise, um seine Geliebte zu besuchen. Endlich nach dem Tode des Vaters wurden sie durch Hymens süße Bande vereinigt. **Adelaide** schrieb in dieser neuen Epoche ihres bessern Lebens oft an mich, forderte mich zur Theilnehmung an ihrem glücklichen Zustand auf, und bereute ihre vorige Lebensart. Herr **Martin**, mein theurer Wirth, wurde das Opfer seiner Habsucht. Er hatte durch lange Sparsamkeit vierzigtausend Livres gesammelt,

und sie bey einem Banquier niedergelegt, der bankerut machte. Dieser schreckliche Zufall drückte ihn dergestalt nieder, daß er bald darauf vor Kummer starb.

Ich lebe nun seit funfzehn Jahren an der Seite meiner geliebten Rosalie in beständiger Zufriedenheit und Heiterkeit; und dieses Gemälde meiner ersten Jahre bestätiget den Grundsatz, daß Tugend und Wahrheit zwar nicht allezeit zu einem glänzenden Glück, aber doch gewiß zu einer dauerhaften Glückseligkeit leiten, welche wenigstens eben so viel werth ist.

V.

Episoden

und

kleine Geschichten.

Bettina und Nano,

eine Volksgeschichte: von einer Englischen Dame.

Finden sich irgend Ueberreste, auszeichnende Ueberreste von alten Volksgebräuchen, so ist es in Venedig. In den Sitten der Einwohner dieser berühmten Stadt entdeckt der Beobachter so manche Nüancen, die an ihren kriegerischen und romantischen Ursprung, an ihre heroischen Fortschritte, an ihre Verbindungen mit Griechenland, und an die längstverflossenen schönen Zeiten ihres Flors erinnern. Besonders giebt es dort eine Klasse von Leuten, die auf solche Betrachtungen führt: die zahlreiche, merkwürdige Klasse der Gondolieri. Bekanntlich sind die Gondolen eine Art kleiner Nachen, von einer Bauart, die nach langer Erfahrung einzig der Laguna um Venedig angepaßt ist. Sie werden als öffentliches und Privat-Fuhrwerk, wie die Miethkutschen in

andern

andern großen Städten, gebraucht; ihre Namen, ihre Formen sind verschieden: aber der allgemeine Name Gondolieri bezeichnet jede Art Menschen in Venedig, die das Rudern als Gewerbe treibt. Diese sehr beträchtliche Volksklasse ist seit Jahrhunderten im Besitz eines sehr vortheilhaften Rufs. Man rühmt sie wegen ihres starken und schönen Wuchses, wegen ihrer Geschicklichkeit, wegen ihrer heiteren Laune, wegen der Fertigkeit ihres Witzes in feinen und sinnreichen Antworten, vorzüglich aber wegen ihrer Verschwiegenheit und Treue gegen die Herren, denen ein jeder insbesondere dient, und wegen ihrer Ergebenheit gegen das ganze Korps der Patricier, als den Herren des Staats.

Ihr Gewerbe, das beständige Bewegung erfodert, bildet ohne Zweifel ihren Körper und verschafft ihnen dauerhafte Gesundheit, die dann wieder Quelle von Lebhaftigkeit, guter Laune und glücklicher Seelenstimmung wird. Was aber ihre Treue gegen ihre Herrschaften, ihre Ergebenheit gegen die Häupter der Republik betrift, so entstehen wohl diese nicht allein aus der guten Behandlung, die sie von dem einen wie von dem andern erfahren; denn so wie überhaupt der Venetianische Unterthan am gelindesten beherrscht wird, so ist auch

der

der Gondoliere derjenige Bediente der den besten Lohn erhält, ein Arbeiter dem sein Gewerb ein gemächliches Leben verschaft: die ganze Art zu denken und zu empfinden, wie ein Mensch aus dieser Klasse denkt und fühlt, rührt schon daher, daß er gondoliere venegiano ist. In dieser Eigenschaft kennt er kein anderes Element als seine Laguna, kein anderes Mittel zum Lebensunterhalt als Ruder und Nachen, er kann nirgends anders fortkommen wenn er aufhört Gondoliere zu seyn, welches ihm doch unmöglich ist.

Der Geist altgriechischer Nacheiferung herrscht noch unter diesen wackern Leuten. Sobald es nur die Jahrszeit erlaubt, sieht man sie, in ihren Freystunden, auf den Kanälen umherschweifen: auf den Spitzen ihrer Nachen fodern sie sich zu Wettfahrten heraus, bestimmen sie sich geringe Preiße — öfters nur ein werthloses Tuch in Gestalt einer Fahne, oder einen grünen Zweig — und diese Preiße zu erlangen, streben sie mit der eifrigsten Begierde. Wenn die gemeinen Leute an den Kanalmauern oder auf den herumschwärmenden Nachen eine solche Ausfoderung vermuthen oder wahrnehmen, so läuft alles nach; man drängt sich an die Ufer, an die Fenster, man nimmt Partie, und so entsteht ohne Vorbereitung ein sehr muntres Fest. Zuweilen, wenn ein Be-

wohner eines prächtigen Pallastes oder ein neu-gieriger Fremder auf dem Balcon seiner Auberge nur die mindeste Lust blicken läßt, wird eine feyerlichere Wettfahrt mit aller nur möglichen Lustigkeit veranstaltet: alsdenn mischen sich auch Trommeln mit ein, die tamburini der Weiber auf den Nachen begleiten den Gesang von Liedern, Richter und Zeugen werden gewählt; kurz, die Gondolieri haben dabey, ohne es zu wissen, beynahe jeden interessanten Umstand der öffentlichen Spiele bey den Alten.

Allein, sie geben noch ein Schauspiel, das wirklich Anspruch auf Rührung des Herzens und Bewunderung des Geistes machen darf. Dieses Schauspiel ist die große Regata, die bey der Anwesenheit auswärtiger Prinzen angestellt zu werden pflegt, und von eigenen Aufsehern, im Namen des Staats, angeordnet und dirigirt wird.

Es ist schwer einen Begriff davon zu machen, mit welcher Wärme die Ankündigung einer Regata unter allen Volksklassen in Venedig angenommen wird. Mit Stolz auf das ausschlüßliche Vorrecht ein Schauspiel geben zu können, das wegen des wunderbaren Lokals der Stadt einzig in seiner Art ist, unterhält man sich davon, bereitet man sich lange Zeit vor, es zu genießen und dazu beyzutragen. Täglich entsteht neues verschie-

denes

denes Interesse, täglich neue Partie zu Gunst der bekanntesten Preiswerber. Den Schutz den die jungen Herren den Gondolieren, die in ihren Diensten stehn, angedeihen lassen; die Begierde nach Ruhm und Belohnung bey den Letztern; die sinnreiche Nationalindustrie, aus dem Schlummer angewöhnter Trägheit geweckt; alles dieses giebt den zahlreichen Einwohnern, die von Natur munter und lebhaft sind, noch einen Zuwachs von Lebhaftigkeit, so daß Venedig alsdenn ein sehr unterhaltender Aufenthalt für die Fremden, die sich alsdenn in Menge einfinden, und für philosophische Beobachter, ist.

Jeder Gondoliere hat die Erlaubniß, seinen Namen in das Verzeichniß der Preiswerber eintragen zu lassen, bis die festgesetzte Anzahl voll ist: indessen verdient hierbey etwas bemerkt zu werden, das auch an das Alterthum erinnert. Der Stand der Gondolieri steht in grosser Achtung; und das ist auch ganz natürlich, denn es ist der ursprüngliche Stand der Landeseinwohner; ohngefähr so wie es mit dem Stande des Landmanns unter den gesitteten Völkern seyn sollte, und nicht ist. Allein ausser dieser allgemeinen Achtung gegen die ganze Klasse, giebt es unter ihnen Familien, die sich vor den übrigen auszeichnen, denen sie mit ganz eigener Ehrerbietung

begegnen, deren Alter unstreitig ist, die durch eine Geschlechtsfolge tugendhafter, in ihrem Gewerbe geschickter, durch erhaltene Preiße berühmt gewordener Männer den Adel unter den Gondolieren ausmachen. Die Achtung für solche Familien geht bey ihnen so weit, daß man bey den zwischen den Gondolieren im Fahren so häufig entstehenden Zänkereyen zuweilen den Streit auf einmal durch Dazwischenkunft eines Dritten stillen sieht, welcher Dritte ein Mann aus jener so sehr geachteten Klasse ist. Es giebt Mißheyrathen unter ihnen; man sucht Weiber nur aus Familien von gleichem Range zu geben und zu nehmen. Doch mit Vergnügen bemerkt man auch hierbey, daß diese Vorzüge keine Ungleichheit des Standes unter ihnen nach sich ziehen, keinen Druck des Niedrigern veranlassen, indem sie glücklicherweise blos auf hoher Meinung von Tugend und Redlichkeit beruhen.

Gewöhnlich werden die Kämpfenden bey den grossen Regaten aus solchen Familien von vorzüglichem Rufe genommen. Diejenigen, die sich dazu bestimmen, bereiten sich dazu einige Wochen zum voraus durch tägliche sehr emsige, sehr ermüdende Uebung vor. Stehn sie in Diensten, so geben ihnen ihre Herren nicht nur die ganze Zeit über Urlaub, sondern sie erhöhen auch ihren Ge-

halt.

halt. Vielleicht will dieß so viel sagen, daß man sie als Leute betrachtet, die bestimmt sind, nach ihrer Art der Nation Ehre zu machen.

Endlich erscheint der grosse Tag: die Eltern kommen zusammen, und ermuntern die Helden durch Erinnerung an die Familienthaten; die Weiber reichen ihnen das Ruder, mit einer Auffoderung ganz im Tone der Epopee, daß sie Söhne, daß sie Eydame berühmter Männer seyen, deren Spuren sie gewiß nachgehen würden. Die Religion, freylich nach Sitte dieses Volks, hat auch vielen Antheil an den Zubereitungen. Man läßt Messen lesen, thut Gelübde an eine Kirche, die man vorzüglich werth hält, rüstet den Nachen zur Wettefarth mit den Bildnissen der am meisten geltenden Heiligen. Hexenmeister werden dabey nicht vergessen; ich selbst hörte einen verlierenden Gondoliere sagen, einer von seinen Gegnern habe ihn behext, weil er sonst unmöglich im Wettfahren hätte überwunden werden können. Ich ließ ihn bey diesem Gedanken; denn der Muth des armen Menschen wurde dadurch weniger niedergeschlagen, und er verrieth dadurch eine günstige Meynung von sich selbst, die ihm vielleicht ein andermahl vortheilhaft seyn dürfte.

Die Weite der Wettfahrt beträgt beyläufig vier Meilen (milles). Die Nachen fahren von einem gewissen Orte ab, nehmen den Weg in die Länge des grossen Kanals, der durch mancherley Krümmungen die Stadt in zwey Theile scheidet, umschiffen einen Pfahl, und wenden dann wieder um, dem Ziel entgegen, welches am spitzigsten Winkel des Kanals aufgesteckt ist, damit der Augenpunkt desto weiter in die Ferne gerückt, und von beyden Seiten beynahe gerade ins Gesicht gefaßt werden könne. Nach Verschiedenheit der Preiswerber werden an einem Tage mehrere Fahrten auf verschiedenen Arten von Nachen angestellt: doch giebt es eigentlich nur zwo Hauptarten von Wettfahren, die mit einem, und die mit zwey Rudern. Der ausgesetzten Preiße sind vier, die durch vier Fahnen von verschiedenen Farben angedeutet werden, und durch eine bestimmte Ordnung ihren Werth erlangen. Eine solche Fahne, ein öffentliches ehrenvolles Denkmahl, ist der Preis nach dem sie vorzugsweise streben: allein die Regierung begleitet noch jede Fahne nach Verhältniß, mit einer ansehnlichen Summe Geldes. Ausserdem werden noch die Ueberwinder, gleich nach erhaltenem Siege, von Leuten vom ersten Range umringt, die sie beglückwünschen und beschenken: alsdenn gehn sie, mit

mit ihrer rühmlichen Beute in der Hand, und empfangen noch den lauten Beyfall der Zuschauer längst den Ufern des Kanals.

Dieser Kanal, schon an sich ein überraschendes Schauspiel wegen des Sonderbaren und Schönen der Gebäude an seinen beyden Ufern, ist jetzt mit einer unzählbaren Menge Zuschauer auf allen Arten von Nachen und Gondolen bedeckt. Man sieht gar nicht das Element auf dem man dahin gleitet; nur das Geräusch der Ruder, nur das Durchkreuzen der Arme in der Luft, in unaufhörlicher Bewegung, erinnern daran, daß man sich auf dem Wasser befindet. An beyden Ufern des Kanals werden in gewissen Entfernungen kleine Amphitheater und Gerüste aufgebaut, auf diese stellt man Banden Musik, deren Harmonie doch zuweilen das Summen der ganzen Menge übertönt. In den letzten Tagen vor dem Wettrennen erscheinen schon auf dem Kanale die Nachen zum Vergnügen und zum Feste. Der junge Nobile, der Bürger, der Handwerksmann von Vermögen besteigen einen Nachen mit sechs bis acht Rudern; die Ruderer sind mit reichen Kleidern in einem besondern Geschmacke angezogen, und die Nachen ringsum mit Zeuchen behangen. Unter den Vornehmen giebt es immer ziemlich viele, die großen Aufwand auf solche Verzierungen wenden.

 Zu-

Zuweilen lassen sie die Gottheiten oder die Helden des Alterthums mit ihrem Gefolge auf dem Wasser erscheinen, ein andermal lassen sie das verschiedene Costume der verschiedenen Nationen vorstellen; kurz, auf alle Art überläßt man sich, mit Prachtliebe und thöricht, dem Hange zu Maskeraden, dem Lieblingsdivertissement der Italiener. Doch jene großen Maschinen, die zugleich nicht minder leicht sind, dienen nicht blos zur Zierde: sie müssen auch, wenn es nöthig ist, das Volk in Ordnung halten, die Wettefahrt schützen, und dafür sorgen, daß der Zugang an das Ziel unversperrt und offen bleibe. Die vornehmen Herren geben, auf Kissen am Vordertheile des Nachens knieend Achtung, daß alles dieses beobachtet werde; und will jemand gar nicht folgen, so geben sie ihm Befehl dazu, indem sie vermittelst gewisser Bogen, kleine vergoldete oder versilberte Kugeln auf ihn schiessen. Und das ist auch das einzige sichtbare Zwangsmittel der Venetianischen Polizey an einem so geräuschvollen Tage: nirgends erblickt man Hauptwachen oder Patrouillen, keine Flinte, keine Hellebarde. Die Gutmüthigkeit des Volks, seine fröhliche Laune, der ihm durch Erziehung eingeprägte Gedanke gewohnheitsweise zu glauben, die Regierung sehe alles, wisse alles, wache über alles, seine ehrerbietige Erge-

bens-

benheit gegen das Korps der Nobili, blos der Anblick gewisser Polizeydiener mit langem Mantel und Kragen — hieraus erklärt sich, hierdurch entsteht jene Ruhe, jene bewundernswürdige Sicherheit mitten unter der größten Verwirrung, und jene erstaunliche Biegsamkeit eines so lebhaften raschen Schlags von Leuten.

Dieß sind die Gebräuche und die merkwürdigsten Umstände bey der berühmten Venetianischen Regata. Die Erinnerung daran ist bey mir noch ganz frisch, denn erst vor kurzem im Frühjahre 1784 wurden deren zwo gegeben: die eine zu Ehren des Königs von Schweden, die andere dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich, und seiner Gemahlin.

Bühne und handelnde Personen sind jetzt bekannt: nun zur Erzählung von einer Geschichte, die bey der zwoten Regata vorfiel! Sie bestätigt die Wahrheit, daß Adel der Seele kein Vorrecht der höhern Volsklassen ist, daß Enthusiasmus für Ruhm, daß Erhabenheit der Gesinnungen und Empfindungen Geschenke sind, an welchen die gütige Natur auch den Unbemerkten in der niedrigen Hütte Antheil nehmen läßt.

Nano Deo, ein junger Gondoliere von zwey und zwanzig Jahren, vorzüglich schön gewachsen, und von einnehmender Bildung, sehr geschickt in

seinem Gewerbe, zur Arbeit abgehärtet, voll Ehrliebe und ächten natürlichen Gefühls, liebte ein Mädchen seines Standes, das nach dem Verluste seines Vaters von Kindheit auf bey seiner Mutter, seinem Bruder und dessen Frau lebte. Dieser Bruder heißt Momolo Vendetta, und ist aus einer der angesehensten Familien der Gondelfahrer. Seine Voreltern haben sich durch eine ehrenvolle Folge von Preißen, die sie an den Regaten davon trugen, ausgezeichnet und sein kleines Haus prangt mit den Fahnen, die ihre siegreichen Hände darinne aufhiengen. Momolo selbst, ein würdiger Erbe des Biedersinnes seiner Väter, hat deren noch drey hinzugefügt. Ein guter Vater, ein guter Ehemann, ein vortreflicher Bedienter, der Vertraute und der Freund seines Herrn, das alles war Momolo; er machte der guten Menschenklasse, den treuen und geistreichen Gondelfahrern, Ehre.

Ein kleiner Zug von Aehnlichkeit mit dem alten Griechenlande, hat sich unter dem gemeinen Manne zu Venedig, besonders unter den Gondelfahrern erhalten, die Sitte aus dem Tasso und Ariost zu singen. So wie die Griechen ihren Homer auswendig wußten, und herumwandernde Sänger seine Gedichte auf den öffentlichen Plätzen der Städte deklamirten, ohngefähr so macht es

auch

auch der Venetianische Gondoliere. Auf dem Hintertheile der Gondole sitzend, oder während eines langsamen Fortruderns, läßt er seine männliche volltönende Stimme an den Mauern der Palläste wiederhallen, und was er singt, sind die schönsten Stanzen des Italienischen Homers. Sie haben dazu einen ganz eigenen musikalischen Rythmus, vermöge dessen die Schönheit des Falls in jenen so majestätischen und harmonischen Versen fühlbar gemacht wird.

Momolo besaß jenes Talent in einem vorzüglichen Grade, und da jeder Gondoliere beständig Gelegenheit zu Ausfoderungen sucht, so foderte auch Momolo die Stärksten auf, den Wettversuch zu machen, wer die beste Kehle und das glücklichste Gedächtniß vereinigte. Er wußte mancherley auswendig, die ganze Gierusalemme liberata, einen grossen Theil vom Orlando furioso, einige Kapitel aus den zwölf Pairs von Frankreich, verschiedene Scenen aus Goldoni, eine Menge Geschichten in Form von Romanzen, Wunderwerkerzählungen, die der gemeine Mann in Venedig auswendig lernt, und mit seiner Familie absingt oder deklamirt. Weil ihn seine Nachbaren schätzten und liebten, so ward er öfters zum Schiedsrichter in Zänkereyen zwischen den Gondelfahrern gewählt; man wendete sich lieber an

ihn,

ihn, als an die Gerichte. Sein Haus war gewöhnlich der Ort der Versöhnung, ein Tempel des Friedens. Mit dem Glase in der Hand, wurde bey ihm alle Nebenbuhlersucht erstickt, jeder Streit geschlichtet: aber Wein ward in seinem Hause nicht anders aufgetischt, als zum Zeichen der Eintracht. Bey dem gemeinen Manne in Venedig ist der Wein das Siegel der Versöhnung: weiß man daß zween Menschen die Feinde waren, ihre Unterredung mit einem Trunke beschlossen haben, so ist man sicher und beruhigt.

Eine solche Feindeversöhnung war die Gelegenheit, wo der junge Deo die schöne Bettina zum erstenmahle sah. Er hatte als Gevatter und geschworner Bruder dabey seyn müssen. Die Gondolieri haben den Gebrauch, nach inniger Freundschaft, nach verschiedenen Verhältnissen von Alter und geleisteten Diensten, eine noch innigere heilige Verbindung zu schliessen, die nach ihrem Ausdrucke darinne besteht, daß sie sich zu Brüdern schwören. Von dem Augenblicke haben sie in Sachen des Vergnügens und der Ehre alles gemein; die Streitigkeiten des Einen macht der Andere zu seiner eigenen, und giebt sogar, wenn es nöthig ist, sein Leben für ihn. Etwas Aehnliches zeigt der Gebrauch der Waffenbrüder zur Zeit der Ritterschaft.

Bet-

Bettina schenkte an jenem Tage den Gästen ein. Mit einer schneeweisen Serviette auf einem eben so weissen Arme, näherte sie sich Nano'n und reichte ihm den Friedensbecher. Unmöglich konnt' er sie ohne Seelenbewegung sehen, die liebliche Figur, mit so viel Leben, und zugleich mit solcher Sittsamkeit im Gesicht, die Anmuth ihres Lächelns, das Feuer in ihren grossen schwarzen Augen, den Glanz und das Frische ihres Teints, alle Reize ihres wallenden Haares, ihrer ganzen Gestalt. Mit Bewunderung hefteten sich Deo's Blicke auf sie: Glut ergriff seine Phantasie, ergriff sein Herz, so wie er sie nur von weitem betrachten, oder wenn sie bey ihm vorbey gieng, sie unter irgend einem Vorwande einen Augenblick aufhalten konnte. Bettina erröthete, ließ den Kopf sinken: Deo konnte sich kaum zurückhalten, wagte aber keine Erklärung; sein Tasso half ihm aus der Verlegenheit, er sang eine Stanze des berühmten Dichters. Bettina verstand die Anwendung; sie schien die Erklärung, die darunter versteckt lag, mit Wohlgefallen anzunehmen, und antwortete darauf, indem sie das darauf folgende Stück sang. Dadurch kam die ganze Gesellschaft auf die Laune zu singen; eines trat nach dem andern auf, bis endlich die Jüngsten, denen es noch nicht lustig genug zugieng,

alle

alle zugleich anstimmten und so mit einem allgemeinen Charivari das Fest der Freundschaft beschlossen.

Deo war der Einzige der nachdenkend und traurig fortschlich. Er fühlte Glut in seinem Innern; um seine Ruhe war's geschehn. Von jetzt an war sein Gedanke wie er seine schöne Bettina, deren erste Aufnahme seiner Wünsche ihm nicht den Muth genommen hatte, wiedersehen könnte. Aber wie sollte ihm das gelingen? Mädchen die noch eine gute Erziehung nach ächter Venetianischer Sitte geniessen, werden in den Häusern eingezogen gehalten, immer mit ihren weiblichen Arbeiten beschäftigt, und höchstens behalten sie noch Freyheit zu einem Blicke durch das Fenster: ihr Ausgang ist nicht weiter als in die Messe an Festtagen, und auch dann folgt ihnen die Mutter oder eine alte Muhme auf der Ferse nach.

Noch nie war dem jungen Verliebten eine Woche länger geworden, noch niemals ein Sonntag länger ausgeblieben. Mit dem frühen Morgen des letztern Tags stellte er sich an die Thüre der Pfarrkirche, um da die schöne Gebieterin seines Herzens kommen zu sehen. Sie erschien endlich mit ihrer Mutter. Er gieng nun voraus, trat zuerst in die Kirche, und reichte Mutter und Tochter das Weihwasser mit zitternder Hand, mit einer

Mischung von Ehrerbietung, Zärtlichkeit und Andacht. Bettina erröthete, wie gewöhnlich, und ihre schönen langen Augenlieder senkten sich; die Mutter dankte ganz treuherzig; der Amoroso nahm sein Plätzchen hinter ihnen in der Entfernung, so lang die Messe währte, und als sie aus war, verließ er aus Bescheidenheit die Kirche zuerst. In der Folge ermangelte er nicht täglich vor Bettina's Fenster vorbey, und wieder vorbeyzuwandern, um einen Blick zu erbetteln, den er doch nur sparsam und ganz verstohlen erhielt. Von Zeit zu Zeit machte er auch ganz geschickt mit seinen Kameraden eine nächtliche Promenade in der Gegend wo sie wohnte; auf sein Ermuntern mußten sie singen, und dann hob sich freylich seine Stimme über alle andern. Mit dem größten Entzücken überzeugten ihn verschiedene unbedeutende Kleinigkeiten, die aber dem Zärtlichliebenden von grossem Werthe sind, daß seine Liebe angenommen, daß sogar mit Gegenliebe darauf geantwortet wurde: aber wie er sich davon versichern, wie er seine Sache fördern sollte, wußte er nicht. Vorwand, zu ihrem Bruder zu gehen, konnte er nicht ausdenken: und fiel ihm auch einer ein, so besorgte er, es möchte gleich merklich seyn, daß es nur Vorwand wäre, und er mögte dadurch die Süßigkeit häuslicher Eintracht stöhren, die

seine

seine liebe Bettina bey ihrem Bruder genoß. Zum Glück näherte sich das Fest des Schutzheiligen des Kirchspiels, und er sah voraus, daß dieser Tag ein günstiges Stündchen für seine Liebe mitbringen könnte.

An einem solchen Tage, der nur einmal im Jahre fällt, dürfen die Mädchen des Kirchspiels Nachmittags an gewissen kleinen Plätzen zusammenkommen, und unter sich tanzen. Auf der einen Seite sieht man eine von ihnen mit der kleinen Schellentrommel ihren eigenen Gesang begleiten, und den Takt zum Tanze geben: unterdessen dreht sich eine andere, mit Kastagnetten an den Fingern, um die Sängerin, und durchläuft zu gleicher Zeit den Platz, mitten unter den Tanzenden. Vor dem Hause des angesehensten Einwohners im Kirchspiele steht ein Tisch mit Wein und Früchten besetzt; da sitzen denn die biedern Häupter der Familien, trinken sich wechselsweise ihre oder ihrer Herren Gesundheit zu, freuen sich über die Freude ihrer Kinder, unterhalten sich dabey von den Thaten ihrer Jugend. Mütter, Großmütter, Tanten, in Gruppen verstreut, bewachen, so gut es ihr eignes Geschwätz erlaubt, die jungen Mädchen; jede preißt ihre Tochter, ihre Muhme, klagt über die Zeiten die sich so geändert haben, durchlästert die Abwesenden, und hält

eine Lobrede auf die neueste Predigt des Pfarrers. Vorübergehende, besonders die jungen Mannsleute des Kirchspiels, haben die Erlaubniß stehen zu bleiben, und einen launigten Einfall, oder den schönen Tänzerinnen ein Kompliment, mag es auch links ausfallen, zu sagen: nur selten wird jemand eingeladen, an der Lustbarkeit Theil zu nehmen. Zuweilen bewilligt man diese Gefälligkeit einem jungen Menschen, der das sehr geschätzte Talent besitzt, die Furlana gut zu Tanzen, und damit lange anhalten zu können. Die Furlana ist ein angenehmer Nationaltanz von zwo Personen, nach einer gewissen Melodie, die zu jeder Figur und zum Schlusse immer wiederholt wird. Es ist nicht genug sie mit Leichtigkeit und Grazie zu tanzen; der Tänzer muß auch stark genug seyn, sie ohne auszuruhn verschiedenemale nach einander mit andern Mädchen wieder anzufangen.

Versprochene oder solche Mädchen, die schon Liebhaber mit Genehmigung ihrer Eltern haben, tragen bey feyerlichen Gelegenheiten Blumen in den Haaren, die ihnen ihre Liebhaber schenkten; sie geben dadurch das Merkmahl, daß ihr Herz nicht mehr frey ist, und daß bald ihre Hand es auch nicht mehr seyn wird. Gern hätte Deo seines Lebens Hälfte hingegeben, hätte er nur Bettinen einen

Blumenstrauß darreichen dürfen. Am Abend vor dem festlichen Tage stellte er sich an die Kirchthüre, mit einer Rose in der Hand, und in dem Augenblicke da Bettina zur Vesper hineintrat, wollt' er sie ihr darreichen: schon war der Arm halb dazu ausgestreckt; aber ihn hielt jene Schüchternheit, die der Liebe eigen ist, wenn sie Leidenschaft wird, ihn hielt die Gegenwart der Mutter. Am Nachmittage des folgenden grossen Tags, war er der ersten einer auf dem kleinen Platze vor Vendetta's Hause. Er sah die lustige Gesellschaft nach und nach zusammenkommen, ohne den Blick von der Thüre, von den Fenstern seiner Herzensgebieterin zu verwenden. Endlich trat sie heraus. Ein rosenfarbenes Korset, ein leichtes weisses Röckchen, ein Busentuch von Musselin, Pantoffeln von der Farbe des Korsets, das machte ihren ganzen Putz; ihr schönes schwarzes Haar war geflochten, ringelförmig mit einer grossen goldenen Nadel hinten am Kopfe aufgesteckt; auf ihre Stirne fielen kleine Locken, sie gleichsam zu beschatten, und erhoben noch die Weisse ihres Teints, grössere Locken spielten nachläßig um ihre Wangen voll des schönsten Rothes und voll Leben. Goldene Schnüren in Form von kleinen Ketten als Armbänder, und um den Hals geschlungen, mit einer Goldmünze daran, machten

ten ihren ganzen Schmuck aus. Jede Frau und jedes Mädchen unter dem gemeinen Manne in Venedig besitzt gemeiniglich einen solchen Schmuck, den sie als ein nothwendiges Stück ihres Putzes betrachten; ein Ueberrest des Luxus jener Zeiten, da noch Venedig, als Niederlage aller Reichthümer Asiens und alles baaren Geldes von Europa, im Ueberflusse schwamm.

Reiz für Reiz an seinem Mädchen überblickte der verliebte Nano: aber wie wurde ihm, als er in ihren Haaren eine Rose derjenigen ähnlich erblickte, die er ihr Tags vorher hatte überreichen wollen? Er zitterte, wurde blaß, wagte nicht mehr seine Blicke auf ihr verweilen zu lassen. „Ohne Zweifel war ihm ein glücklicherer Nebenbuhler zuvorgekommen . . . ohne Zweifel . . . .“ Momolo saß mit seiner Mutter und Frau an einem Tische, und ließ sich einen Salat, von einer Schüssel frischer Sardellen, Schinken, Kirschen und Käse umgeben, recht gut schmecken. Er hatte bemerkt, wie Nano zerstreut, unbeweglich unter dem Gedränge stand, und rufte ihm zu: „Hierher, Freund! laß dir mein Vesperbrod und „einen Trunk gefallen: Momolo kann niemals „seine Freunde sehen, er muß ihnen denn etwas „von dem geben, was sie wohl gern haben „möchten.“ Auf diesen Zuruf kam Nano wieder

zu sich, und er nahm die Einladung an; aber Quaal der Eifersucht nagte an seinem Herzen, gab ihm ein gezwungenes Wesen, ihm, der sonst so ungezwungen und heiter war. Voll von seinem Gegenstande, konnte er sich nicht enthalten, die Stärke und Leichtigkeit der jungen Schwester zu rühmen, die schon so lange ohne auszuruhen tanzte, und schon verschiedene ihrer Gespielinnen müde gemacht hätte. „O! versetzte Momolo, „in dem Stücke hat meine Schwester ihres gleichen nicht: Tanz ist ihr Leben. Ich seh es gern, „daß sich das gute Mädchen damit lustig macht; „zumal da es ihr etwas seltenes ist, denn nur an „dem heutigen Tage, und dann zwey oder dreymal im Karneval kann sie's haben. — Aber was „bedeutet denn die Blume in ihrem Haar'?" —. „Sey ruhig, Sohn! antwortete ihm die Mutter; „es ist eine gemachte Blume. Deine Schwester soll „niemahls einen andern Liebhaber haben, als **den** „der ihr Mann wird. Sie plagte mich heute Morgen um eine gemachte Rose, mit der sie sich putzen „könnte, ohne Anlaß zu Nachrede zu geben: zum „Glück fand ich eine bey der Frau Gevatterin zu borgen". — Bey diesen Worten fühlte Nano sein Herz „schneller für Vergnügen schlagen: Bettina hatte seine Rose bemerkt, sie gab es ihm so fein zu verstehen; welche Freude für ihn! seine Blicke konnten

ten sich nicht wieder von ihr losreissen. Solche Kleinigkeiten in der Liebe wirken stärker auf das Herz als manche andere ernsthafte wichtige Angelegenheit im Leben. Auf ihrer Seite ließ dagegen Bettina, die vielleicht im Gesichte ihres Liebenden erst Beunruhigung, dann Aufklärung bemerkt haben mochte, von Zeit zu Zeit ihre Blicke auf ihn fallen, Blicke die auf das Zärtlichste sehr viel sagten: aber sich dem Tische zu nähern wagte sie nicht. Endlich rufte sie ihr Bruder, gab ihr ein Glas Wein mit Wasser zu trinken, und sagte: sie möchte nun ein wenig ruhen, möchte lieber die kleine Schellentrommel nehmen. Sie that das Letztere, und schlug sie mit solcher Anmuth, und sang dazu mit ihrer schönen Stimme sittsam; galante Stanzen so lieblich, daß sich Nano ganz in Entzücken verlohr, daß er mit Verwunderung aber auch mit Betrübniß den Tag abnehmen, und die Gesellschaft auseinander gehen sah. Er mußte sich nun auch zum Abschiede bequemen: er dankte seinem Freunde, wiewohl ziemlich ungeschickt, blickte seine Schöne, indem er so nahe als möglich vor ihr vorüber gieng, noch einmal zärtlich an, bekam noch von ihr einen Blick und einen Seufzer — und nun fort!

Sein Zustand wurde ihm unerträglich. — „Bettina, sagt' er zu sich selbst, ist noch frey;

„Bettina wird gewiß mich glücklich machen wol-
„len; ihre Aufmerksamkeit auf mich, ihre Blicke
„haben mir genug gesagt: ich brenne, ich ver-
„zehre mich: nicht länger diese Hölle! jetzt gleich
„geh' ich zu meinem Pathen; der soll das Wort
„führen; morgen, gleich morgen laß' ich um
„Bettinen bey ihrem Bruder anhalten". — Ein
Liebhaber von **der** Art schläft nicht viel, am we-
nigsten nach einem solchen Entschlusse. Schon am
frühen Morgen des folgenden Tags gieng er zu
seinem Pathen, Marco Toscano. Dieß war
ein alter Gondoliere, den vieljährige Redlichkeit
ehrwürdig machte. Er zog Gehalt ohne zu die-
nen; das Haus, dem er vierzig Jahre gedient
hatte, gab ihm großmüthig seinen Unterhalt fort:
wie denn überhaupt der venetianische Adel bey
dem Gebrauche bleibt, den im Dienste alt gewor-
denen Gondelfahrern den Gnadengehalt zu geben.
Marco billigte sehr das Verlangen seines Pathen,
versprach ihm auch sich für ihn zu verwenden.
Die Partie, räumte er ein, wäre vollkommen
passend: er wußte in welchem Rufe Vendetta
und seine Familie stand; ein Mädchen das solche
Verwandte erzogen hätten, müßte sicher ein
wackeres Mädchen seyn. Die Frage von Ver-
mögensumständen macht unter diesen guten Leu-
ten keine Schwierigkeit: ein Arm voll Kraft, ein

bie-

biederes Betragen, dadurch versichert sich der Mann ohnfehlbar eines Dienstes zum Unterhalt der Familie; Arbeit und Sorgfalt eines braven rechtschaffenen Weibes kömmt ihm dabey zu Hülfe. — „Aber, setzte Marco noch hinzu, jetzt ist es noch früh: Momolo erwartet die Rückkehr seines Herrn, aus dem Consiglio: unterdessen laß uns eine Messe hören“. Sie giengen zu der Kirche, Madonna della Salute, und Nano gab dem Priester eine Gabe, damit er die Anwendung der Messe nach seines Herzens Wunsche machen möchte. So spielt des Menschen Bedürfniß mit der Andacht! Die Innigkeit mit der Nano die Messe anhörte, war Liebe, Furcht, Sehnsucht, fähig nach allem zu greifen: er hätte sich, als er die Kirche verließ, eben so gut an eine Hexe gewendet.

Nach der Messe giengen sie nach Vendetta's Hause; und auf dem Wege hielt Marco gleichsam eine Rede: „Recht gut, lieber Sohn, daß „du dein Gebet an die heilige Jungfrau gerichtet „hast! Ehedem war diese Kirche immer gedrängt „voll, die Einwohner unserer Stadt hegten da„mals eine ganz besondere Ehrerbietung gegen ih„re Padrona: jetzt haben sich die Sitten gar sehr „geändert. Damals wurde ohnfehlbar alle Tage „Messe gehört: jetzt ist es noch ein Glück, ver-

„säumt man nur nicht öfters die Consigli und „Versammlungen der hohen Obrigkeit. Die „Nächte werden in den Casini's, beym Spiele „und im Wohlleben hingeschwärmt. Wahr ist's, „wir bekommen mehr Gehalt; in meiner Jugend „wußte man nichts von ausserordentlichen Ge„schenken, die ihr jetzt erhaltet, wenn ihr über „Mitternacht im Dienste bleibt: aber dagegen er„warben wir uns auch durch den Ruf in den wir „standen, bey unsern Herren eine Gewogenheit, „von der wir auf einmal mehr Vortheil zogen, als „ihr jetzt in mehrern Monaten Wir waren zu„frieden und lustig: auf dem großen Kanal tönte „es alle Nacht von unsern Serenaten und Gesän„gen wieder. Tasso war in eines jeden Munde: „die Aelteren lehrten ihn die Jüngern auswendig „lernen. An gewissen Tagen versammleten die „Gelehrtesten unter uns die Andern, lasen ih„nen daraus vor, erklärten ihnen die schwersten „Stellen. Es gab damals weit mehr unter uns, „die Lesen und Schreiben konnten; ich habe wel„che gekannt, die sogar selbst Lieder machten, die „unsere Herren zu lesen nicht verschmähten. Das „Vertrauen der Letztern, und ihre vertrauliche „Gütigkeit gegen uns, gaben uns in unsern Au„gen eine gewisse Wichtigkeit, machten uns zu „noch bessern Unterthanen, zu noch bessern Die-

„nern. Die Ungebundenheit der Sitten hat ver„ursacht, daß man unserer weniger bedarf als ehe„dem, unser Stand hat von seiner Achtung ver„lohren, ihr jungen Leute, ihr habt davon keinen „Begriff. Es sollte einmahl eine Stabsofficiers„Stelle wieder besetzt werden. Ich diente eben „bey der Signora Belegno, und stellte selbst dem „Procuradore Calergi einen alten Officier aus „Dalmatien vor, einen Mann von Verdienst, „aber ohne Gönner. Meine Herrschaft, sagt' „ich, empfiehlt ihn Ew. Excellenz. — Genug! „der Procuradore nahm sich des würdigen Man„nes an: dieser erhielt die Stelle, machte auch „der Signora und meiner Empfehlung Ehre. „O die Damen haben sehr unrecht, daß sie nicht „mehr so sittsam sind, als sonst! Ihre Gewalt „ist vorbey, ihr Einfluß in die Geschäfte verloh„ren, mögen sie gleich sich mehr ergötzen; sie „interessiren doch die Ersten im Staate noch weit „weniger als sie nicht mehr wie ehedem Vergnü„gen machen."

So klagte der gute Alte über die Zeit die vorüber war wie er; der Pathe hatte indessen geschwiegen, hatte ihm zuzuhören geschienen, aber da war an etwas ganz anders gedacht, und so kamen sie dahin, wohin sie wollten Momolo selbst saß in der Hausthüre, und als er seinen alten Freund

Marco erblickte, rief er ihm entgegen: „Welch „glückliches Ohngefähr bringt euch zu mir? Und „der junge Mann da, wie kommt d e r zu Euch?“ „— Marco versetzte: es ist mein Pathe. Ich „habe mit Euch zu reden, Gevatter: laßt uns „ins Haus treten; aber erst müssen eure Weiber „sich entfernen.“ Sie giengen nun alle drey hinein. Vendetta's Haus bestand aus einem ziemlich geraumen Vorsaale, zwey Zimmern und einer Küche, alles auf einem Boden, und reinlich zum Entzücken. Sie giengen in die Küche. Nano zitterte vom Kopf zu Füssen. Momolo merkte die Verlegenheit des armen Jungen, und fragte seinem Gevatter, womit er jenem dienen könnte. „Liberi sensi in libere parole“ (frey „gedacht, frey geredt), antwortete Marco. Ihr „habt eine Schwester sagt man, ein liebes Mädchen, das schon mannbar ist. Hier mein Pathe möcht' es gern zur Frau. Es ist ein guter „Junge: er schwärmt nicht in den Wirthshäusern, „ist kein Kartenspieler. Er verdient monatlich „vierzehn Dukaten bey seinem jungen Herrn der „ihn sehr wohl leiden mag, macht sich auch manchen kleinen Profit an Dine's, Mitternachtsfêten und sonst. Seht, an den Fingern hat er „Ringe von Jaspis und Gold, als Beweise und „Früchte seiner Sparsamkeit: seht ihn an, den

gan=

„ganzen Jungen; seht seine Arme, die Simson „hätte brauchen können; mit solchen Armen, mit „einem Körper der's mit den Philistern aufneh- „men dürfte, bleibt man gewiß nicht ohne Dienst. „Für seine Gemüthsart steh' ich: ich kenne ihn „von seiner Kindheit auf, habe mich immer sorg- „fältig erkundigt, ob er etwas unrechts thäte, „habe Schritt für Schritt auf ihn Achtung gege- „ben, niemals ist mir etwas übles von ihm zu „Ohren gekommen. Ich denke Eure Schwester „soll bald genug fühlen, daß es ein braver Mensch „ist, und wird glücklich mit ihm leben können. „Nicht eher als von jetzt an, über ein Jahr will „er sie heyrathen, um indessen seine Wirthschaft „so einrichten zu können, wie 's einer Frau Deo's „und einer Schwester Vendetta's geziemt."

Während daß Marco sprach, betrachtete Momolo den jungen Menschen, und maß ihn mehr als einmal von Kopf bis auf die Füße. Nano ließ sich nicht eine seiner Bewegungen, nicht eine seiner Veränderungen in den Mienen entwischen, denn von der Antwort, die er geben würde, hieng sein Schicksal ab. Er wagte es Hofnung zu fassen; auch bedurfte er Stärkung der Hofnung; um sich von der heftigen Bewegung seiner Seele ein wenig zu erhohlen. Plötzlich stand Momolo auf, nahm den alten Marco

bey der Hand, und sagte zu beyden: „Kommt „mit mir, Freunde! ich will euch Antwort sa„gen“: mit diesen Worten führte er sie in den „Vorsaal. Hier blieb er stehen, und sagte zu „ihnen mit einem Ton von Heiterkeit und Würde; „Blickt auf, Freunde, betrachtet aufmerksam was „Euch hier für Gegenstände umgeben“. Den Vorhof zierten Gemählde seines Vaters, seiner Großeltern, von beyden Seiten und sein eigenes; unten drunter standen die Namen, und die vornehmsten Angaben von Geschichten zur Ehre der Abgemahlten. Freylich in Absicht auf die Kunst hatten diese Schildereyen keinen sonderlichen Werth: es waren grosse Köpfe mit stark aufgetragenen Farben, mit Mützen die nach Art der Gondelfahrer galonnirt waren; einigen hatte der Mahler eine Pfeife in den Mund geben; andern in den Arm ein Ruder, das sich ihnen zum Theil an der Seite erhob. In den leeren Räumen zwischen den Porträten hingen Fahnen von allen Farben, schon zur Hälfte von der Zeit verzehrt, in Form von Trophäen. „Seht, fuhr „Vendetta fort, seht da meine Vorfahren, ihre „Geschichte und die meinige. Ja, Nano ist ein „biederer Jüngling den ich schätze und liebe; aber „es soll drum nicht gesagt werden, daß Ven„detta's Schwester einen Mann heyrathe, der

nicht

„nicht seinem Prinzen gedient, nicht einen rühm-
„lichen Siegerspreis erbeutet habe. Dieß ist eine
„unverbrüchliche Satzung in meiner Familie;
„meine Vorfahren haben sie unwandelbar beob-
„achtet. Noch nie ist unter uns ein Weib gege-
„ben, ein Weib genommen worden, als durch
„Verbindung mit einem Manne von rühmlichen
„Thaten, wie sie sich zu dem Range schicken, in den
„uns Gott versetzt hat". — Marco hörte ihm
mit Erstaunen zu, konnte nicht antworten: Nano
stand unbeweglich, wie vom Donner gerührt,
wie vernichtet. Indem nahm Momolo sein ma-
jestätisches Ansehn wieder an, legte eine Hand
auf die Schulter des jungen Menschen, und
sagte ganz im Tone der Begeisterung: „Fasse
„Muth, Deo, ich habe so viel Freundschaft für
„meinen Gevatter, und so viel Achtung für dich,
„daß ich dir ein Mittel vorschlagen will, uns
„alle zufrieden zu stellen, das einzige Mittel das
„dir beweisen soll, daß ich dich gern glücklich ma-
„chen möchte, das einzige Mittel deine Hoffnung
„zu stärken. Daß doch der Himmel, der mir den
„Gedanken eingiebt, ihn auch seegne, und Wün-
„sche erhöre, die meine und deine seyn werden!
„Ja, Freund, die Gelegenheit ist günstig; offen
„steht die Laufbahn des Ruhms. In drey Ta-
„gen werden unsere Patroni (so nennen die Gon-
doliert

„dolieri auf eine ehrerbietige einschmeichelnde Art
„die Herren von Adel), dem Erzherzog von
„Oesterreich eine Regata geben. Auf! kämpfe!
„siege! und meine Schwester ist dein! Aber bey
„diesem Rathe den ich dir gebe, ist es billig, daß
„ich auch dafür stehe, weil du dabey wagst.
„Komm also! ich erbiete mich mit dir zu rudern,
„Mühe und Gefahr mit dir zu theilen, dich an
„das Ziel des Sieges zu leiten. Mein Vorsatz
„keine Wettfahrt mehr einzugehen, vierzig Jah-
„re....“ Hier lag ihm Nano zu den Füssen, be-
netzte sie mit Thränen; Marco, mit nassen Augen,
schlang ihm die Arme um den Hals: beyde, Ven-
detta und Marco, umarmten hernach den jun-
gen Menschen, und hoben ihn auf; dann gien-
gen sie in eine Stube, und Momolo rufte die
Weiber hinein: „Da, Schwester, sagt' er, ist
„ein junger Bursche, der um dich anhält. Ich
„bin ihm gut, und weiße ihn nicht ab: aber noch
„ist er nicht würdig dich zur Frau zu haben; erst
„in drey Tagen wird er's seyn. Versichere ihn,
„daß du keinen Widerwillen gegen ihn hast,
„muntere ihn auf dir Ehre zu machen, und em-
„pfiehl ihn dem Schutze der heiligen Jungfrau.
„Ich will mit ihm rudern, will sein Gefährte,
„sein Bruder auf der Wettfarth seyn: das Letzte-
„re, hoffe ich, soll nachher noch feyerlicher wer-
den.

„den. Daß er als Sieger wiederkomme, daran „hängt sein Glück: du weißt, du darfst keinen „andern Ehemann erwarten als einen mit dem „Siegerkranze; sonst wird keiner unter uns auf„genommen". — Bettina schlug die Augen nieder; ihre Wangen glühten; sie konnte sich kaum noch fassen. Eben so verlegen, versuchte Nano einige Worte zu stammeln, die man nicht verstand; mit stummen Entzücken ergriff er Vendetta's Hände, und küßte sie; nur auf ihr verweilten seine Blicke, nur auf dem bestürzten, in einer ganz neuen Lage ausser Fassung gehobenen Mädchen. Mutter und Schwägerin näherten sich nun der Letztern, wünschten ihr Glück, bemühten sich wegen der Ungewißheit desjenigen woran ihr Schicksal hieng, zu beruhigen; unter sich winkten sie sich zu, daß Bettina so etwas empfände, daß sie's wohl gemerkt hätten, daß es gut, recht gut wäre. Die Kinder, die von Regata gehört hatten, ruften ein freudiges evviva! die ganze Familie wurde fröhlich, in eines jeden Seele glühte Gefühl von Ehre. Ein Glas Wein auf guten Erfolg des Unternehmens getrunken, beschloß den ganzen Auftritt.

Die drey Männer giengen darauf jeder zu seinem Herrn, um Erlaubniß zur Fahrt bey der Regata zu erbitten; Marco führte dabey das

Wort.

Wort. Der Umstand von dem zwischen den beyden künftigen Schwägern geschlossenem Vertrage, wurde dabey in volles Licht gestellt, so wie überhaupt Vendetta's ganzes erhabenes Betragen. Die Herren entzückte solch ein Zug; das Interesse, das jeder Venetianer an der Regata nimmt, dieses Interesse fühlten sie jetzt noch einmal so warm; sie gaben dem gefaßten Entschlusse vollen Beyfall, versprachen den nöthigen Aufwand herzuschiessen, ermunterten sie noch durch Zusicherung ihres Schutzes. Vendetta und Nano liessen nun ihre Namen zum Wettrennen auf zweyrudrigen Nachen einzeichnen, und noch an eben dem Tage zeigten sie sich bey dem Probefahren auf eine Art, die jedem Mitwerber bang machte. Nur noch drey Tage waren bis zu dem, wo die Regata selbst seyn sollte. Unterdessen erlaubte Momolo, daß Nano täglich in seinem Hause zu Mittag essen durfte. Seine liebe Bettina zu sehen, dieß Glück sollte ihm zur Aufmunterung dienen, sollte seinen Muth unüberwindlich machen. Auch glühte der Junge für Begierde sich zu messen, wünschte sehnsuchtsvoll den Augenblick herbey, wo er das Recht auf die Hand seines Mädchens gewinnen könnte.

Bis dahin gab Momolo, als ein erfahrner Held, dem jungen Deo guten Rath. — „Im „Au-

„Augenblicke wenn das Signal fällt, so eile, dich „von deinen Mitwerbern zu entfernen; nur drücke „nicht allzuschwer aufs Ruder, der Nachen „möchte, weil er zu klein ist, den Druck nicht „aushalten und umschlagen. Siehst du die an„dern hinter dir, so rudere unmerklich langsamer, „um deine Kräfte nicht zu erschöpfen; du wirst sie, „nach halbem Wege, nöthig genug haben: als„dann biete sie alle auf, um das Ziel zu erreichen. „Gieb Acht wie ichs mache, und hilf meiner Art „zu rudern durch Geschicklichkeit die dir nicht min„der nöthig ist, als Stärke. Bemerkst du einen „Nachen der deinen Weg zu durchkreuzen Miene „macht, so halte dich beständig an Stellen, wo „der Kanal am tiefsten ist; keine Beleidigung ge„gen deine Mitwerber weder in Worten noch „That: Sieg — sonst ist uns keine Rache er„laubt". — Oft ließ er ihn den Weg den sie vor sich hattem, durchrudern; zeigte ihm auch diejenigen Stellen im Kanal, wo sich am wenigsten Wasser, sie zu vermeiden, befindet, so wie auch diejenigen wo die Fluth am schnellsten eindringt.

Endlich erschien der grosse Tag. Die Weiber die sich für die beyden Preiswerber intereßirten,

ten, versagten sich jedes Vergnügen, woran dieser lustige geräuschvolle Tag überall so reich ist, blickten nicht einmal auf den Kanal der schon mit Menschen angefüllt und durch die großen Paradegondoln, mit ihrem Gefolge, verschönert war. Unruhvoll und zitternd giengen sie mit Tagesanbruch zum Knieen an den Altären, um da Gunst des Himmels nach ihrem Wunsche mit eben der Wärme zu erflehen, wie man wohl um Erhaltung des Vaterlandes oder um Sieg über die Feinde bitten würde. Bettina, das zärtliche Mädchen, betete alle ihre Gebete die sie auswendig wußte, ließ Seufzer entschlüpfen, sah mit flehenden, thränenfeuchten Augen auf die Heiligenbilder, auf alle Gegenstände des Gottesdienstes, die sie umgaben. Sie that Wünsche für ihren Bruder: ihre Lippen sprachen sie aus, aber ihr Herz fügte noch heissere hinzu, Wünsche für den, den sie liebte, Wünsche die sie kaum sich selbst zu gestehen wagte, und die sie doch so gern mit jenen sich vermischen ließ.

Die gemeinschaftlichen Verwandten waren in Vendetta's Hause zusammengekommen. Unter ihnen befand sich ein Priester, der eben eine Messe in Bezug auf die so wichtige Angelegenheit

der

der gegenwärtigen Stunde gelesen hatte. Dieser Priester besprengte die Gondolen an beyden Enden mit Weihwasser, und befestigte daran das Bildniß einer Madonna della Salute. Ben: detta's Frau reichte ihm das Ruder, mit Erinnerung an seine vorigen Triumphe: Bettina gab es, mit zitternder Hand, ihrem Geliebten; dann sang sie auf einen Stuhl, beklommen und ermattet: sprechen konnte sie nicht, sie blickte nur um sich her; und o wie beredt, wie zärtlich flehte nicht ihr Blick! — „Ich kämpfe für dich, rief Deo; kann mir wohl der Sieg entgehn?" — Ein weisses Band, daß ihre Zöpfe knüpfte, fiel ihm ins Gesicht: er bat darum, erhielt's, küßt' es, drückte sichs aufs Herz, und schlang es dann um seinen Schifferhut. Das ganze Haus hallte von Jauchzen wieder, und von den glücklichen Vorbedeutungen, so die Verwandten ankündigten: auf dem kleinen Platze versammleten sich die Nachbaren, umringten die beyden übereingekleideten Preißwerber, und führten sie zu ihren Gondolen. Beyde sprangen freudig hinein, und schifften muthig nach dem Orte, wo die Wettfahrt beginnen sollte. Ihr Ansehn von edlem Stolz und Unerschrockenheit machte ihre Nebenbuhler, die ihnen unterwegs begegneten, beynahe zittern.

Die Weiber hatten nicht den Muth Zuschauerinnen des Wettrennens zu werden: sie blieben zu Hause, in Gesellschaft einiger Freundinnen, die sie in ihrer Beunruhigung nicht allein lassen wollten. Momolo's bewährte Geschicklichkeit und Nano's Stärke liessen zwar das beste Hoffen: aber Bettina lag dennoch beständig auf den Knieen, mit den Augen gen Himmel und mit gefalteten Händen. Jetzt fiel ein Kanonenschuß, das Zeichen zum Anfang der Regata: Beben übernahm sie und Schaudern: sie konnte nicht mehr knieen; auf dem Boden lag sie, sprachlos, ohne Kraft: Man hob sie auf, und ließ ihr Eßiggeruch einathmen: sie stammelte nur abgebrochene Töne: die Liebe, bis jetzt in ihrem Herzen verschlossen, ertrug nun keinen Zwang mehr: — Nano . . Bruder . . . dies waren die einzigen Worte die sich zuweilen unter Seufzern aus ihrem Busen drängten.

Unterdessen flogen die beyden Mitwerber voraus, ohne daß einer vor ihnen war, und bemühten sich, drey andern, die ihnen zur Seite ruderten, den Vortheil abzugewinnen.

Ueber alle Beschreibung groß und schön ist ein solches Schauspiel. Nicht blos eine prachtvolle

volle Lustarbeit, es ist eine sehr interessante Nationalsache. Alle die zahlreichen Zuschauer von so verschiedenem Stande sind in Bewegung, in Theilnehmung: die Menge der an den Ufern sich drängenden Nachen, die Menge derjenigen die mit der Unordnung der eilfertigsten Begierde den geschmückten Nachen nachfolgt, die in der Mitte sich auszeichnen, und durch reiche Zeuche, durch Federn, durch schimmerde Flaggen gegen das Schwarz der Gondolen abstechen. Die Musik, bandenweise auf die Kähne, auf die Terrassen und auf die Kanalmauern vertheilt, unterbrochen durch das Zurufen von Beyfall und Aufmunterung an die besten Ruderer, oder durch das Hohngelächter des Pöbels über die schwächsten; der Anblick der Fassaden, der Palläste und anderer Häuser, mit Tapeten behangen, und voll einer glänzenden Menge der artigsten Leute, deren Bewegungen mit Fächern und Hüten die lebhafteste Theilnehmung verrathen: — alles dieß macht zusammen ein Ganzes, das sich sonst wohl nirgends findet, weil das Lokale von Venedig ganz einzig in seiner Art, und die Lebhaftigkeit der Einwohner gewiß nichts gewöhnliches ist.

Dev's Gondole fieng schon an vor den Nachen seiner Mitwerber den Vorsprung zu gewinnen;

nen; sie hatte nun die Kirche Madonna della Salute erreicht. Jetzt erinnerte sich Nano daß er Schutz von ihr erwartete; mit allem Feuer sprach er noch einmal sein Gebet, und plötzlich warf er seinen Schifferhut mit dem Bande seines Mädchens, ins Meer. Der Geist dieser Handlung war Anwandlung von Frömmeley, und, wie die meisten solcher Anwandlungen, Widerspruch. Es sollte so viel heissen, als ob er seiner himmlischen Gönnerin alles aufopferte, seine Liebe und sein Mädchen, da er doch eben durch Darbringung des Bandes ihre Hülfe zu erlangen hofte, um dessen theilhaft zu werden, was er dahinzugeben schien. Doch wie rührend sind nicht die Aufwallungen eines Herzens voll Liebe und voll Andacht! Das Volk, dessen Blicke ihm folgten, fühlte sich durch seine That höchlich erbaut, erhob Stimme und Armen gen Himmel, klatschte in die Hände. War gleich dieser Umstand nur Kleinigkeit, so geschah's doch im rechten Momente; das ganze Schauspiel gewann dadurch an Interesse, und Deo selbst an Muth. Es währte gar nicht lange, so ließ er alle seine Nebenbuhler alle hinter sich zurück. Eben war er im Begriff sich eines unentreißbaren Vortheils zu versichern; allein durch ein boshaft-geschicktes

tes

tes Manöuvre der zwoten Gondole, die ihm ganz in der Nähe folgte, hielt er sich, in dem Augenblicke da er den Pfahl zum Rückweg umschifte, zu weit ins Freye, verlor Zeit, und ließ sich quer vor rudern, so daß ihn der zweete Gondoliere in der Fahrt erreichte, und vermittelst einer Seitenwendung so nah am Pfahle vorbeystrich, daß er ihm zuvorkam und der erste wurde. Dieser Zufall erregte ausserordentliches Aufsehn; derjenige der eben diesen Vortheil gewann, hatte Gönner und Anhänger; aber der grössere Theil beklagte doch den jungen Deo. Er selbst fühlte seinen Fehler: aber durch das Zurufen und Zuwinken seines Mitfahrers aufgemuntert, behielt er dennoch Fassung. Momolo hatte sich unglaublich angestrengt diesen Unfall zu verhüten; alle Mühe war fruchtlos gewesen: aber als ein vernünftiger Mann sah er wohl, daß es jetzt nicht Zeit zum schmälen wäre. Niemand hätte sich träumen lassen, daß eben dieser Unfall den jungen Wettfahrer Ruhm verschaffen würde, indem er ihm Gelegenheit gab sich durch eine vorzüglich edle Handlung auszuzeichnen. Er und der zweete Gondoliere ruderten nun scharf dem Ziele zu; schon näherten sie sich diesem, und Deo konnte die erste Stelle nicht wieder gewinnen.

Schon war der Augenblick nahe wo jeder auf die Stufen des Tempels des Ruhms springen sollte, als auf einmal der Gondoliere im vordersten Nachen für allzugroßer Begierde die Stufen zu erspringen, ins Wasser fiel. Nano machte sich diesen Unfall seines Nebenbuhlers zu Nutze; mit verdoppelter Kraft stemmt' er seine Ruder an, erreichte das Ufer, sprang auf die Stufen, und — was that er da? — Mit beyden Händen ergriff er zugleich die erste und die zwote Fahne, riß sie aus dem Boden, schwang sich wieder auf seine Gondole und steckte sie dort auf: dann zog er seinen Mitwerber, der noch im Wasser empor strebte, heraus, und sobald er ihn wieder auf seine Gondole gehoben hatte, reicht' er ihm die erste Fahne, für sich aber behielt er die zwote. Nach den Gesetzen der Regata war er berechtiget sich die erste zuzueignen; allein Nano dachte zu menschlich, zu großmüthig um nicht die Strenge der Gerechtigkeit in diesem Falle zu verschmähen, wo sie ihm zwar vortheilhaft aber unbillig vorkam. Ein solcher Zug von heldenmüthiger Delikatesse machte eine allgemeine Sensation, rührte viele bis zu Thränen; und gewiß, er ist der schönsten Zeiten Roms und Griechenlands würdig.

Weder das Zujauchzen, noch die Belohnungen womit die Zuschauer, die fast am Ziele der Fahrt sich befanden, die beyden Sieger überhäuften, konnten sie nur einen Augenblick aufhalten. Nano, jetzt der Glücklichste aller Sterblichen, Nano pflanzte, mit Vendetta's Hülfe seine Fahne auf das Vordertheil der Gondole, und steuerte nach Vendetta's Wohnung. Eben so schnell arbeitete er sich nun über das Wasser hinweg, durch das Gedränge hindurch, bis er endlich ganz ausser Athem für Vergnügen und Anstrengung das Haus erreichte. Freudengeschrey hatte schon Bettinen den Sieg ihres Liebhabers angekündigt: nicht lange, so war er durch einen Sprung am Lande, zu ihren Füssen, mit der Fahne in der Hand. Bettina hörte nicht, sah nichts, in tiefe Ohnmacht versunken: Furcht und Angst hatten sie so entkräftet, daß sie dem Strome des Vergnügens nicht gewachsen war. Indessen faßte Momolo sein Weib in die Arme; seine Mutter, seine Kinder umringten ihn, liebkoseten ihm; er umarmte dafür eines nach dem andern. „Nano, rief er aus, Nano hat gesiegt, „Nano ist meiner Schwester Mann, ist mein „Bruder." Indem er sich umsah, erblickt' er ihn zu Bettina's Füssen, ganz in der Stellung

hofnungsloser Betrübniß, denn sie gab noch kein Le-
benszeichen von sich. Der kleine Platz war, so wie
die anstossenden Strassen mit Menschen angefüllt
die in der Stunde, der man sich nach Deo's Rufe
versehen hatte, herbeygelaufen waren: Trommeln
und Trompeten betäubten schier das ganze Haus,
das ganze Viertel. — „Bettina, rief ihr Ven-
„detta zu, Bettina liebe Schwester, sieh hier
„deinen Gatten, der für Betrübniß fast vergeht;
umarme ihn, trockne ihm die Stirne: dein
„Bruder erlaubt es, befiehlt es dir.“ Nach
und nach erholte sich nun das liebe Mädchen und
schlug die Augen wieder auf. Mit ungewissem
Blicke schaute sie umher, noch zweifelhaft, ob
man sie trösten, ob man ihr Glück wünschen
wollte. Deo harrete mit Sehnsucht ihren ersten
Blick aufzufassen: sie nahm es wahr, und blickte
ihn zärtlich an. Nun hielt er sich nicht mehr;
sein Mund heftete sich fest auf den ihrigen;
sie sträubte sich zwar dagegen, aber es abzuwehren
hatte sie nicht Stärke genug. Endlich wand sie
sich doch aus seinen Armen los, mit einem Blicke
auf ihren Bruder, ganz beschämt so viel Schwä-
che gezeigt zu haben. Vendetta hatte den glückli-
chen Erfolg so fest gehoft, so sicher geahndet,
daß er, ohne ihr Wissen, Dispensation, sie noch

dieses

diesen Abend zu verbinden, erhalten hatte. — „Kommt, Kinder, sagt' er zu ihnen, laßt wech„selseitiger Zärtlichkeit freyen Gang. Du, Deo, „nimm dein Weib aus meinen Händen an diesem „ehrenvollen Tage: genieße des Lohns den du dir „so würdig erworben hast. Wohne bey mir, „bis wir ein geraumeres Haus bekommen, da„mit alsdenn dein und mein Haushalt nur „einer seyn möge. Deine Fahne hänge nun ne„ben den Fahnen meiner Voreltern, die nun bald „die deinigen werden. Gieb unsern Herren! Un„terthanen von meinem Blute, die ihnen jeder„zeit treu dienen, und die Ehre der Regata in „der Republik und in unseren Familien erhalten „mögen."

Nano, auf dem höchsten Gipfel des Glücks, drückte zu gleicher Zeit sein Weib und seinen Bruder in seinen Armen. Beyde baten ihn, in einer andern Stube ein wenig auszuruhen, und seine Kleidung wieder in Ordnung zu bringen. Er gieng; und in eben dem Augenblicke war es auch, daß er mit einer sehr spitzigen Nadel die Anfangsbuchstaben des Namens seiner Bettina, und darunter eine Art Herz mit starken Stichen einritzte, daß das Blut darnach floß; worauf er dann

in die kleinen Wunden ein gewisses schwarzes Pulver einrieb, welches in die Haut eindringt, und die Karaktere, die man will, unauslöschlich einbeitzt. Dieser Gebrauch ist überhaupt dem gemeinen Manne in Venedig gemein, zur ewigen Erinnerung in Sachen der Galanterie, oder auch der Andacht.

2. Die

2.

Die Canadier.

Der junge Nika liebte die junge Gara eben so feurig, als er von ihr geliebt wurde: ihre Jugend hinderte sie nicht an dem Gefühl der Liebe. Nika war zwölf und Gara zehen Jahr alt, als sie ihre Eltern miteinander verbanden. Ihr beyderseitiger Taumel läßt sich schwer beschreiben.

Wenn gleich die Liebe ihre Herzen für einander gemacht hatte, so war doch ihre Verbindung blos das Werk der Staatskunst der Illinois. Es fehlte nicht viel, daß die Iroquois durch den Besitz der Feuergewehre, womit sie die Illinois allzeit überwandten, diese, wie fast alle benachbarte Völker unter das Joch gebracht hätten. Ouisconsing, der Heerführer der Illinois, gleich ausgezeichnet durch seinen richtigen, einnehmenden und scharfen Verstand, als durch seinen Muth, erbot sich gegen seine Nation, sie von ihrem bisherigen Unglück zu befreyen, indem er es über=

übernahm, die Iroquois ihres Feuergewehrs zu berauben. Er suchte unter diesem Volk unter dem Vorwand, daß sich sein Vaterland undankbar gegen ihn bezeugt habe, unterzukommen; und er wußte sie so geschickt einzunehmen, daß er, ungeachtet ihres natürlichen Mistrauens bald ihre Achtung und Freundschaft gewann. Um sie aber noch mehr in diesen Gesinnungen zu bestärken, und allen Argwohn gänzlich zu verbannen, mußte sich sein Sohn unter dieser Nation verheyrathen. Er hatte die Augen auf die Gara nicht deswegen geworfen, weil sie die in allen Horden der Wilden gepriesenste Schöne gewesen, sondern weil sie ihre Mutter von dem Tagancourte hatte, der Anführer der Esonnentuins war, dem in seiner Horde alles anhieng.

Diese Unglückliche, Namens Ouisiconde, lebte in dem kleinem Dorfe Fajagon zehen Jahre und drey Monate blos von dem, was sie ungefähr aus Mitleiden erhielt: sie war aus dem Lande der Islati. Tagancourte hatte sie in einem Ueberfall dieser Völker, zur Gefangenen gemacht, und unfähig, wie es die Iroquois überhaupt sind, das Recht des Siegs zu misbrauchen, befriedigte er seine gegen sie gefaßte Neigung durch eine Heyrath. Ihre angenehmere Gestalt, als man unter den Iroquois antrift, ihr von Natur zur

Zärt=

Zärtlichkeit geneigtes Herz, das durch Unglück noch mehr zur Sanftmuth gestimmt wurde, hatte das rohe Gemüth des Anführers der Esonnentuins gerührt. Ousiconde war ihrer Verbindung getreu?, die Gewohnheit vertrat die Stelle einer zärtlichern Empfindung; sie befand sich zu eben der Zeit schwanger, als sich der Heerführer zu einem Krieg wider die Illinois rüstete.

Dieses Ereigniß, welches den Europäerinnen gemeiniglich zum Vergnügen und sogar nicht selten zum Glück gereicht, ist für eine Iroquoisin, die einen Krieger oder Jäger zum Mann hat, ein Unglück, dies wußte Ouisiconde nicht.

Einige Tage vor seinem Auszug redete sie der Heerführer also an: „Der Schnee fängt an meine Haare zu bedecken; die Runzeln auf meiner Stirne verbergen die Narben, womit sie bedeckt ist; aber das Kriegsfeuer blinkt noch in meinen Augen, und der Muth entflammt mein Herz: ich habe alle meine Nachbarn überwunden; die Illinois blieben allein noch zu unterjochen übrig. Nimm während meiner Abwesenheit unter den Iroquois einen andern Mann, der dich ernähre. Ouisconde, du wirst mich bald wiedersehen und wirst mich als Sieger wiedersehen."

Ouisconde weigerte sich einen andern Mann zu nehmen, und glaubte dem ihrigen zu schmeicheln,

cheln, wenn sie ihm sagte, daß sie ihn bald zum Vater machen werde; aber sie fand sich grausam betrogen, als sie sahe, daß sich seine Augen vor Zorn entflammten, und daß er ihr nur zwischen beyden die Wahl ließ, entweder ihre Leibesfrucht abzutreiben oder sich verlassen zu sehen. Ouisiconde war Mutter, war zärtlich; sie entschloß sich sogleich und begab sich ohne Stütze und ohne Hülfe in das Dorf Fajagon, wo sie die reizende Gara gebahr.

Diese wählte der Vater des Nika für seinen Sohn; er entdeckte der Mutter den Charakter ihres vorigen Mannes und sein Verlangen, sich zu rächen. Nika war nicht Staatsklug aber desto verliebter; er sahe immer nur die schwarze, große lebhafte und dabey sanfte Augen seiner Geliebten, ihre bräunliche Farbe, die ihr Ansehen verschönerte, und mit einem Wort, alle ihre Vollkommenheiten vor sich. So war Gara beschaffen, als sie den Nika zum erstenmal sah, als sie gewahr wurde, daß Nika für ihr Glück gemacht seye. Sobald die Heyrath von den Eltern beschlossen war, wurde der junge Nika in die Hütte seiner Geliebten geführt. Kaum hatte er sie erblickt; so flog er in ihre Arme, und überhäufte sie mit unschuldigen Liebkosungen, die sie mit gleicher Unschuld erwiederte; darauf fragte er sie,

wie

wie ihn sein Vater unterrichtet hatte: „Liebe Sara, willst du mit mir gehen? Du sollst meine Frau seyn.“ Ihr hättet diese Schöne, die nichts von Ziererereyen wußte, sehen sollen, als sie auf eine Antwort dachte, die ihre Augen schon gegeben hatten, ehe sich ihre Lippen öfneten. Ihr Gesicht war mit ihren beyden Händen bedeckt, und man hörte sie mit leiser Stimme die Worte aussprechen: Lieber Mann, kann dir meine Antwort zweifelhaft seyn?

Hierauf gieng die Hochzeit bald vor sich. Die Angesehensten des Orts wurden dazu geladen. Tagancourte, Ouisicondes erster Mann, von dem wir schon geredet haben, konnte nicht ohne einen heimlichen Widerwillen ein Weib wiedersehen, die ihn, von Regungen der Natur getrieben, verlassen und mit ihr eine Tochter aus seinem Blut entsprossen, die durch das Betragen ihrer Mutter die Freyheit erlangt hatte, und einen Illinois heyrathete.

Unter den Anführern, aus denen die Gesellschaft bestand, befand sich ein einziger Mann, der nicht mit dieser Würde bekleidet, aber in einem weit grössern Ansehn stand, als Würden, Rang, Muth und die Tugend selbst. Dieser war ein Zauberer, mit Namen Atre. Es läßt sich nichts verschmitzteres, schwärzeres und grau-

sameres denken, als dieser Wahrsager war: dabey stund er in der ganzen Gegend in dem größten Ansehn. Es hatte niemand einen Traum, den er nicht auslegte; in keiner Hütte wurde ein Mord begangen, wovon er nicht entweder in Geheim oder öffentlich der Anstifter war; niemand wurde krank, der nicht zu seinen Zaubereyen seine Zuflucht nahm, kein Fest vergieng, wozu er nicht geladen wurde, und er befand sich bey keinem, wobey er sich nicht im Brantewein berauscht hatte.

Auf den Schmaus folgten Gesänge, Tänze, Spiele. Die Neu-Verehlichten, trunken von Liebe, nahmen hieran nicht weiter Antheil, als daß sie sich hier wechselsweis ansahen. Auch der grausame Tagancourte gab sich nicht viel damit ab. Sein Unwille gegen Quisiconde vermehrte sich, so oft sie seinen Blicken begegnete. Er konnte es nicht länger ohne Schmerzen betrachten, daß sich in seinem Lande zwey Illinois erheben; und Rachsucht rollte ihm durch den Kopf. Dagegen wurde der Zauberer Atre durch die Branteweingläser gewahr, daß Gara sehr schön seye. Die unreine Flamme, die sich in seinem Herzen entzündete, erregte in ihm nicht die geringste Bekümmerniß; sondern er war nur wegen der Mittel besorgt, diese zu befriedigen.

Die beyden jungen Eheleute waren weit entfernt, das Unglück zu ahnden, das zwo verschiedene Leidenschaften über ihren Häuptern aufthürmten. Sie sehnten sich blos nach dem süssen Augenblick, allein zu seyn: er kam auch wirklich herbey, aber zugleich sahen sie sich in ihren Wünschen getäuscht. Ihr Alter, das noch zu nahe an die Kindheit gränzte, schien ihrer Vereinigung im Weg zu stehen, und der betrügerische Zauberer befahl der Mutter im Namen des Himmels, sie zu trennen.

Diesem höchsten Befehl müßte gehorcht werden. Nika besaß so viel Liebe, um sich mit der Erinnerung an diese trösten zu können, und in wenigen Augenblicken gehorchte er ohne Murren. Aber nun ereignete sich etwas weit schrecklicheres. Dieser junge Illinois, dessen edles und unerschrockenes Ansehen die ganze Iroquoisische Jugend für ihn eingenommen hatte, fieng an verachtet zu werden. „Wie, ist dies der junge Held, der so viel Standhaftigkeit versprochen! der sich mit nichts andern beschäftiget, als bey einem Weibe unthätig zu schmachten! Er hat kein Herz; er zeigte keins im Krieg, er hat keinen Menschen getödtet, keinen gefressen. Sein Herz hängt allein an ihr, wie das ihre an ihm: wir müssen

ihn fliehen, wie wir die Weiber fliehen, er ist so schwach, wie diese."

Diese zum öftern wiederholte Reden kamen endlich dem Nika zu Ohren, sein Muth wurde dadurch angefeuert; er sagte es seinem Vater, dieser sah sich genöthigt, ihn in den Krieg zu schicken, obgleich diese Entfernung seinen Entwürfen hinderlich war. Bey seiner schönen Geliebten befürchtete er größern Widerstand anzutreffen; aber sie war bereits von seinem Vorhaben unterrichtet: „Räche mich, sagte sie, indem sie ihn in ihre Arme geschlossen, gegen das Unrecht, das man dein und meinem Muthe angethan; geh, Geliebter und kehre als Sieger zu deiner Frau zurück, man verheißt uns Vergnügungen, die du nach deiner Zurückkunft in ihren Armen empfinden werdest, die wir noch nicht kennen; doch mögen diese beschaffen seyn, wie sie wollen, so werden sie doch gewiß niemals demjenigen gleichen, das ich bey dem Anblick meines tapfern, ruhmwürdigen und siegenden Mannes genießen werde." — Ach! Gara! rief Nika aus, du bists, derent Willen ich in den Krieg gehe; versichere sie von meinem Muth, und meinem Sieg. Die Irroquois sollen erfahren, ob die Liebe den Muth oder den Körper schwäche; sie sollen erfahren, was ein von einer so geliebten

Stim-

Stimme angefrischtes Herz vermöge, und wie die Arme schlagen, wenn man ausser dem Ruhm noch eine andere Belohnung zu hoffen hat.

Er entfernte sich. Der Zauberer, der Vater und Sohn in des Verderben zu stürzen suchte, um sich seinen schändlichen Begierden desto sicherer überlassen zu können, wandte sich an den Ouisconsing, um ihn zu hintergehen. Nach einem langen Umschweif und verschiedenen Vorwürfen wegen des schlechten Vertrauens, das er in ihn setzte, sagte er, die vergangene Nacht seye ihm Otker erschienen, und habe ihm befohlen, nachdem er ihm den Anschlag, den die Illinois wider die Iroquois gefaßt hätten, entdeckt, den ersten beyzustehen. „Ein Mann wie ich, fügte er hinzu, hat an sein Land keine grössere Anhänglichkeit, als an ein anderes; in den Augen des Weisen sind sie einander alle gleich. Dasjenige Volk erkenne ich für das meinige, bey dem ich das Recht und meinen Vortheil finde; diesem opfere ich alle andere auf. Warum hast du mir dein Vornehmen nicht entdeckt? Niemand würde dir die Ausführung so sehr haben erleichtern können, als ich. Wer ist vermögend dich sicherer an den Ort zu bringen, wo die Feinde ihre Waffen aufbewahren, als ich, denn ich se-

he voraus, daß die Absicht darauf geht, sich dieser zu bemächtigen." So listig Ouisconsing war; so fiel er doch in die Schlinge. Indessen entdeckte er doch sein Geheimniß nicht vollkommen; allein der Zauberer hatte es in seinen Augen gelesen, er wußte sich auch der Unruhe und Bewegung, in der sich der Illinois seit dieser Unterredung befunden, vortreflich zu bedienen und eröfnete ihm nach einigen Tagen mit verstellter Beängstigung: Tagancourte habe sein Geheimniß errathen; er habe ihm seinen Verdacht so wie den gefaßten Entschluß, sich seiner zu versichern, entdeckt und auf diese listige Nachricht folgte der Rath, zu entfliehen. Ouisconsing, den für sein Leben bange war, stund auch keinen Augenblick an, diesen zu befolgen.

Atre sah sich also von Vater und Sohn befreyet, und da er auf gewisse Art auch schon die Gara durch erwiesene Gefälligkeiten gewonnen hatte; so freuete er sich schon über seinen Sieg, den er nunmehr für leicht hielt: aber der unabläßige Widerstand, mit dem sie sich seinen Begierden widersetzte, überführte ihn, daß keine Kunst vermögend seye, die Grundsätze der Tugend, die sich auf Liebe stützt, in einem rechtschaffenen Weibe zu untergraben.

Gara

Sara fieng an, ihn zu hassen, und müde, sich gegen seine unaufhörliche Nachstellungen zu vertheidigen, bat sie die Götter um die Wiederkunft ihres Mannes. Aber die Götter waren nicht geneigt, ihr Flehen zu erhören. Da sie einmal mit ihrer Mutter spazieren gieng, wurde sie einen Haufen Kriegsleute gewahr, die einige Gefangene mit sich führten: eine täuschende Hoffnung bewog sie, sich ihnen zu nähern; sie meinte, sie werde ihren Nika zu sehen bekommen, sie erkundigte sich nach ihm. — Dein Geliebter ist nicht mehr war die Antwort, ein Feind hat ihn uns halb tod mit der entsetzlichsten Wuth entrissen, und sein Streitkolbe — Edle Seele der Sara, du konntest das Ende dieser Erzählung nicht anhören.

Nun hatte ihr Schmerz keine Gränzen mehr: er erstickte alles Verlangen, länger zu leben, da sie den verlohren, der ihr allein das Leben werth machte. „Meine Mutter, sagte sie zu Ouisiconde, erlaube meinem beklemmten Herzen, das keiner natürlichen Reizungen mehr fähig ist, das einzige Vergnügen, diejenigen zu erhalten, die ihm so lieb waren. Sage mir nichts davon, daß Nika nicht mehr lebe; er wird immer in meinem Herzen leben, wie seine tugendhafte Seele in dem

glücklichen Lande der abgeschiedenen Seelen lebt. Du, meine Mutter, die keine andere Bande fesseln, nimm einen Mann, der dich in dem Lauf deines kümmerlichen Lebens unterstütze, und das meinige, das keiner Hülfe mehr bedarf, laß mich in Ruhe endigen.

Ouisiconde sah sich genöthigt, diesem Rath zu folgen. Sie wollte keinen Mann in dem verhaßten Land, wo sie wohnte, nehmen; sie begab sich zum Mansele, dem Heerführer der Mascontens, der mit den Quicapous Krieg führte. Sie bat sich einen Gefangenen von ihm aus, und ihre Bitte wurde unter der Bedingung gewährt, daß von zween Gefangenen, die man ihr vorstellen würde, ihre Tochter einen erstechen und sie den andern heyrathen müsse. Schreckliche Bedingung, deren Folgen Entsetzen erregen werden.

An dem bestimmten Morgen verbarg sich die Sonne hinter einer Wolke von Staub, und der Gesang der Vögel wurde durch das Geschrey derer, welche ausriefen: Skalpieren! überstimmt. Durch diesen Lermen gerieth das ganze Dorf in Bewegung. Jedermann verließ seine Hütte, und Sara folgte mit ihrer Mutter nach. Zwey Gefan-

fangene, die über den ganzen Leib und im Gesicht mit einer schwarzen Farbe überstrichen waren, und ihren Blick fest auf die Erde geheftet hatten, schienen ihnen äusserst bestürzt zu seyn. Doch hatten sie nichts von dem männlichen und unerschrockenen Ansehen verlohren, wodurch sich große Seelen auszeichnen; ihr Schmerz war so majestätisch als tief eindringend. Der eine sah älter, trotziger und fürchterlicher aus, der andere dagegen schien jünger, empfindlicher und einnehmender zu seyn.

Die beyden Weiber näherten sich ihnen; sie waren die Unglücklichsten, sie zogen allein ihre Aufmerksamkeit auf sich. Ouisiconde redete sie an. „Edelmüthige Unglückliche, sagte sie, ich kann einen von euch beyden das Leben retten. Wenn ich nur wüßte, wer ihr seyd.“ „Wir sind gefühllose Menschen, antwortete der ältere, und du allein, Ouisiconde bist die Unglückliche.“ Welche Stimme, die sie jetzt vernahm! Gara war bewegt, sie betrachtete mit unruhiger Neugierde einen um den andern, sie nahet sich zu dem jüngern, befühlt seine Hände; er drückt die ihrige, ihm entwischt ein Seufzer und mit dem die Worte: „Gara überwinde dein Herz; lerne den Anblick des Todes ertragen. Er hielt ein, es

war Nika. Götter, o Götter! und der andere war Ouisconsing. Der Eidschwur ist ausgesprochen, das Gesetz muß unverbrüchlich gehalten werden; die Mutter muß den Sohn heyrathen, und die Tochter den Vater ermorden. Die schreckliche Handlung wird vollzogen. — Wir wollen über diese Scene den Vorhang fallen lassen.

Nika wurde Ouisicondes Mann. Unter diesem Namen kehrt er mit ihr in die Hütte zurück; hat er aber auch die Pflichten desselben erfüllt? Natürlicherweise entschuldigte ihn den ersten Tag sein Schmerz. Ouisiconde sahe dies wohl ein, und sie weinten alle drey zusammen. Den folgenden Tag erzählte er, wie ihn sein Vater, der sich zu den Quicapous begeben, von den Iroquois weggebracht, und wie sie Mansele zu Gefangenen gemacht habe, und sie weinten auch diesen Tag. Am dritten gieng er mit Gara auf die Jagd. Hier empfand er seinen Verlust und sein ganzes Unglück, sie weinten beyde. Am vierten merkte die Mutter, die nun nicht mehr weinte, daß Nika mehr nicht als ein bloser Schatten von einem Mann seye, und daß er sich mehr um Gara als um sie bekümmere; den nächsten Tag darauf machte sie ihm harte Vorwürfe deswegen,

wegen, den folgenden verklagte sie ihn vor dem Rath der Hotouisaks.

Dieser Rath bestund aus lauter Weibern. Man wird also leicht errathen, was Nika für ein Urtheil empfangen: es ist auch nichts natürlicher. Die Gesetze müssen ihr Ansehen behaupten, Versprechen müssen erfüllt werden, und vor Weibern, die über die Aufführung eines Mannes zu urtheilen haben, muß das Weib recht behalten. Aber vielleicht fliehet man auch eher an das Ende der Welt, ehe man der Mutter beywohnt, mit deren Tochter man verheyrathet ist.

Ohne langes Bedenken ist die Reise beschlossen, und die Liebe leihet dem jungen Ehepaar Flügel. Allein der Zufall trennte sie aufs neue; und Sara, noch unglücklicher als Nika, konnte der Nachstellung des Zauberers nicht entgehen.

Nach einem langen Herumirren erfährt der junge Ehmann, daß sich seine Geliebte unter den Taenkas befinde, einem Volk, das keinem in Amerika an Schönheit und Stärke weicht, und welches sehr gesittet ist. Aller dieser Eigenschaften ungeachtet war er doch wegen der Treue sei-

ner

ner Gattin unbesorgt. So liebenswürdig sie immer seyn mögen, sprach er zu sich selbst, so beschäftigt sie sich doch immer mit meiner Liebe und mit meinen Leiden, und sie hat wenigstens das Vergnügen, unter Wesen an mich zu denken und zu seufzen, die fähiger sind, sie zu bedauern. Hieraus läßt sich seine Ungeduld schließen, bald zu diesem liebenswürdigen Volk zu gelangen.

Er erblickte auf einer weiten Ebene gut und nach der Schnur gebaute Hütten, in deren Mitte sich zwo in einer Höhe von vierzig Fuß über die anderen erhoben; die eine war der Tempel, die andere die Hütte des Fürsten. Vor dieser stunden zwölf Mann mit kurzen Piken bewafnet.

Ein Alter geht dem Nika entgegen, nimmt ihn liebreich bey der Hand, und führt ihn in einen großen Saal, der mit Decken von verschiedenen Farben und vortreflicher Arbeit tapeziert war; an dessen Ende befand sich ein Bette mit Vorhängen aus einem sehr feinen Stoff von Maulbeerbaum-Rinde verfertiget.

Auf diesem Bette, als auf einem Thron, in der Mitte von vier Weibspersonen und von sech-

zig mit Pfeilen bewafneten Männern umgeben, befand sich der Fürst. Er trug eine aus Rohr geflochtene und mit den seltensten Vogelfedern geschmückte Krone. Die Alten waren in weisse Röcke gekleidet und ihre Häupter unbedeckt.

Die Weibspersonen hatten Kleider von eben dem Stoff und Farbe. Sie trugen kleine aus Rohr geflochtene, mit Federn gezierte Hüte und Armbänder von Haaren gewebt. Sie waren nicht schwarz, sondern etwas braun, hatten große schwarze Augen, ihr Leib war von einem freyen Wuchs und ihr Aussehn munter.

Bezaubert von den Schönheiten dieses Hofes erzehlte er dem ehrwürdigen Fürsten die Ursache seiner Qualen und Reisen. Dieser schiene davon gerührt zu seyn; aber nachdem der Illinois auf die Beschreibung seiner Sara und ihren Namen gekommen; so lächelte der König, umarmte ihn freundlich, und schickte ihn von vier Alten und zwey Frauenzimmern begleitet zu der Königin.

Dort fand er in Ansehung des Frauenzimmers eben die Einrichtung, wie bey dem Fürsten mit den Männern. Die Königin nahm ihn sehr

wohl

wohl auf, reichte ihm ihre Hand zum küssen, sie ließ ihm in ihrer Gegenwart einen Rock, der nach der Sitte des Landes gemacht war, anziehen, und gab ihrem Frauenzimmer zu erkennen, daß er gut gewachsen seye; er hingegen hielt sie der erhaltenen guten Aufnahme ungeachtet nicht für schön, und dachte nur an seine geliebte Sara. Der noch übrige Theil des Tages verfloß unter Festen, Tänzen und Gesängen, doch kam er ihm sehr lang vor.

Das ganze Bezeugen der Königin gegen ihn konnte ihm beweisen, daß er ihr nicht gleichgültig seye; er hätte ihr gerne gesagt, wie sehr sie es für ihn seye, aber er mußte sich nun einmal diese Achtung gefallen lassen. Des Abends wurde er in ein anderes Zimmer geführt, das eben so schön ausgeziert war, als dasjenige, welches er zuvor gesehen.

Eine ganze Nacht hindurch mit dem Gegenstande, den man liebt und sucht, beschäftiget! wissen, daß man ihm nahe seye! überzeugt seye, daß er sich in der Nähe befinde! welche Marter und welche Wonne zugleich! Aber ein neuer Anlaß setzte ihn in eine noch größere Unruhe als Abwesenheit und Nachbarschaft. Der zuerst ge-

dachte Alte, der ihm zum Dolmetscher diente, hatte ihn in sein Schlafgemach begleitet; bey diesem erkundigte er sich auf das angelegenste nach seiner Sara. Der Alte nahm eine geheimnisvolle Miene an, und entfernte sich ohne ein Wort zu sagen. Hat vielleicht ihre Schönheit den König eingenommen! will er sie sich zueignen! bewahrte er sie als einen kostbaren Schatz, den das Auge des profanen Höflings nicht ansehen darf! wer könnte unter solchen Gedanken einschlafen!

Ein Freund, den er verlohren, hat ihm allerhand Europäische Waaren hinterlassen, damit wollte er seine Erkenntlichkeit für die erhaltene gute Aufnahme bezeugen. Daher gieng er am folgenden Tag zu der Königin, theilte unter die Frauenzimmer am Hofe Schnuren, Nadeln und andere Kleinigkeiten aus, und der Königin überreichte er einen Spiegel. Sie schien sehr damit zufrieden zu seyn, und drückte ihm die Hand dafür. Sie betrachtete sich mit Wohlgefallen darinne; Nika mußte ebenfalls hineinsehen; sodann mußte er sich nähern, damit beyde sich zugleich darinn sehen konnten.

Nika begrif wohl, was dies zu bedeuten habe; allein die Königin war keine Sara. Endlich entdeckte er ihr seinen Entschluß, wegzugehen, worüber sie äuserst bestürzt wurde. „Nika sagte sie, du suchst deine Gattin oder Geliebte umsonst; sie ist zwar nicht weit entfernt, doch aber bleibst du auf immer von ihr getrennt. Der Fürst der Taenkas mein Gemahl, hat sie zur Gemahlin erwählt, und die vereinigte Kräfte deines Landes sind nicht vermögend, sie zu befreyen: sie befindet sich in dem Heiligthum des Tempels unter der Aufsicht des Oberpriesters; sie ist die Gottheit, die mein Gemahl jetzt anbetet. Ist es dir nicht entgegen; so sollst du die meinige seyn, die ich von nun an anbeten werde. Unser Unglück vereinigt unsere Schicksale, möchte es eben sowohl auch unsere Herzen vereinigen.

Die Königin war, wie man sieht, sehr zärtlich, eine Verweigerung konnte sie aber doch so gut beleidigen, als ein jedes anderes Weib. Nikas Stillschweigen erregte in ihr einen Zorn, der sie allen Wesen ihres Geschlechts gleich machte. Das Uebel vermehrte sich von Tag zu Tag; die Zärtlichkeit verwandelte sich in Wuth, an einem Morgen trat der Fürst in sein Gemach, der ihn mit einer ruhigen, aber ernsthaften Miene also

anredete: „Ich hätte gedacht, deine Aufnahme bey mir wäre gewiß so beschaffen gewesen, daß sie dich nicht hätte bewegen sollen, zur Wiedervergeltung mein Ehebett zu beflecken. Mich blendet keine niedrige Eifersucht: wäre ich eine bloße Privatperson, so würde ich dir ohne Anstand meine Gemahlin abtreten, wenn ich dir dadurch ein Vergnügen machen könnte; aber ich muß meinen Unterthanen für den Adel meiner Nachkommenschaft bürgen. Auf meinen Befehl steht schon ein Reisewagen für dich bereit; auf ihm befinden sich einige Geschenke, nimm sie an und entferne dich ohne Widerrede."

Mit diesen Worten verließ ihn der König und unerwartet dessen, was er etwa hätte antworten können, setzte man ihn auf seinen Wagen und er durfte sich glücklich schätzen, daß er noch so gut weggekommen. Unterwegs überlegte er, daß ihn die Königin wegen eines Verbrechens müsse angeklagt haben, das ihm nie in den Sinn gekommen, er überlegte weiter, was für ein gefährlicher Feind ein Weib seye, deren Liebhaber zu werden man nicht Lust hat: im Unwillen rief er aus: treuloser Gott, den ich zu meinem Unglück erwählt habe, unmächtiger Manitou, wozu hast du mich aufgespahrt. — In diesem Au-

genblick hörte oder glaubte er eine Stimme zu hö-ren, die zu ihm sagte: Du verachtest deinen Wohlthäter, hüte dich vor der Schlange, die dich sticht. Es dünte ihn, als wenn ihn wirklich eine Klapperschlange gestochen hätte, sein Leib schwoll auf, wurde schwarz und er gerieth vor Schmerzen ausser sich.

Als er wieder zu sich selbst gekommen, befand er sich in einem unbekannten Zimmer. Er war von eben so unbekannten Leuten umgeben, die aussahen, als ob sie geweint hätten; einige wein-ten auch noch. „Ich bin recht glücklich, sagte Nika, ich bin unter mitleidige Menschen gera-then." Einer der Umstehenden, der sich am nächsten bey ihm befand, besichtigte seine Wun-den und erklärte, daß er sie für tödlich halte. Gleich darauf erhoben alle Anwesende ein Freu-dengeschrey. Ha, Ha, dachte Nika bey sich selbst, das ist eine artige Menschen-Gattung, sie lachen, da mir nichts anders als der Tod be-vorsteht: sie weinten also aus Furcht, daß ich mich noch davon reissen möchte. Er endeckte ei-nem, der weniger, als die übrigen geweint hat-te, seine Betrachtungen; dieser gab ihm hierauf zur Antwort; in diesem Lande hielten alle Men-schen, ohne Philosophen zu seyn, den Tod für

ein

ein Gut und das Leben für ein Uebel, und daher würden diejenige beweint, an denen man keine Zeichen des nahen Todes wahrnehme.

Um sich zu zerstreuen, betrachtete er seinen Wärter mit besonderer Aufmerksamkeit: er wurde die Gestalt eines Wilden, und eine bis auf die Capuze, völlig ungewöhnliche Kleidung gewahr. Der nämliche legte ein Gegengift auf die Wunde, sodann fragte er den Nika wegen seiner Religion. Statt einer Antwort erkundigte sich Nika bey ihm nach seiner Gara; keiner erfuhr von dem andern was er wollte, und der schwarzgekleidete Mann, der wußte, daß man niemand zweymal fragen müsse, der auf die erste Frage nicht geantwortet, ließ seinen Kranken in Ruhe.

Freue dich, mit diesen Worten trat der Besitzer des Hauses zum Nika in das Zimmer (dieser war nicht aus diesem Lande gebürtig, denn er weinte nicht, und hielt auch das Leben für kein Uebel) du wirst genesen; ein berühmter Zauberer hat es versichert; er verlangt zu seiner Belohnung nichts als ein junges Mädchen aus diesem Lande, und weil man glaubt, daß du viel auf dein Leben haltest; so hat man es ihm zugesagt. Während er noch sprach, trat

der Zauberer herein, der kein anderer war, als Atre.

Unser Illinois, dem keine Ursache bekannt war, ihn zu verabscheuen, erblickte ihn mit Vergnügen, hingegen sahe ihn der Zauberer mit Erstaunen an; doch beruhigte er sich bald wieder, und um das Mädchen zu bekommen, gab er sich alle Mühe, seinen Nebenbuhler wieder herzustellen. Nach dem Willen des Genius, der das Unglück der Sterblichen lenkt, sollte ihm die Kur gelingen; eben dieser Genius zeigte aber auch dem Nika, was ihm seine Genesung koste. Die Wuth bemächtigt sich seiner; er will den Räuber einhohlen; aber Atre entfloh mit seiner Beute auf einem Pferd und der arme Nika war zu Fuß. Man mag immerhin sagen, daß der Zorn beflügele; wer nicht besser beritten ist als so, wird doch niemals seinen Nebenbuhler, der im vollen Galopp davon eilt, einhohlen. Der Schwarzrock, der seine Verzweifelung gewahr wurde und dem Zauberer gern eines versetzen wollte, bot ihm einen leichten Wagen, mit zween Bogenschützen besetzt, an. Gott weiß, wie dieses Anerbieten aufgenommen und wie innig der Mönch umarmt wurde.

Sie

Sie reißten ab: sie hatten schon einen langen Weg zurückgelegt, als sich der Morgenstern aus dem Meer erhob und seine Strahlen auf die Insel Tonehata herabschoß. Ihre steilen Ufer erschwerten die Landung; man sahe auf einer schönen und weiten Ebene Palläste, die sich aus dem Schoos der Erde zu erheben, und nur einen einzigen Pallast auszumachen schienen. In dieser Gegend landeten unsere Reisende und erstaunten über den eben so herrlichen als neuen Anblick. Von allen Seiten zeigten sich fruchtbare Anhöhen die mit den vortreflichsten Früchten prangten. Das trockene, doch nicht dürre, Erdreich brachte überal Blumen und Kräuter hervor, deren angenehmer Geruch nicht von den Ausdünstungen der Moräste, Pfitzen, Hausthiere und Misthaufen erstickt wurde.

Hier baueten die Arbeiter, die Bewohner der Städte und gut gekleidet waren, ihr Feld; sie bauten es mit Lust, weil ihre Ländereyen ihr Eigenthum waren, weil die Frucht ihres Fleisses nicht die Beute des reichen Mißigganges seyn durfte, der sich einbildet, den Schweis der Arbeit mit einem Metall, das ihn nichts gekostet hat, bezahlen zu können.

Die Lieblichkeit des Abends verbreitete die Schätze der Ruhe über die jungen Gärtnermädchen, die, mit Mannspersonen untermengt und mit derjenigen gepaart, die einer jeden am besten gefiel, auf ihren Gesichtern die Unschuld ihrer Seelen aufgedruckt hatten. Das Feld war in gleiche Theile vertheilt, und was unsern Reisenden sonderbar vorkam, war, daß es ein Eigenthum des weiblichen Geschlechts zu seyn schien. Nachdem sie sich eine Weile an diesem anmuthigen Schauspiel ergötzt hatten; so begaben sie sich in die Stadt, die ihnen ein neues anbot.

Wie das Land von dem Meer, so war die Stadt mit tiefen und breiten Gräben umgeben. Ueber diese gelangte man auf zwölf Zugbrücken vor den zwölf Thoren. An jedem Thor war ein großer Platz, wo man die zum Lebens-Unterhalt unentbehrlichste Dinge feil hatte; Pferde, Schlachtvieh, Früchte und alles was die äusserste Reinlichkeit der Stadt hindern konnte, durfte nicht weiter, als auf diese Marktplätze gebracht werden: niemals störte das Rasseln der Wagen diese Freystätte der Ruhe; niemals setzte auch das ungestüme Jagen mit denselben das Leben einer Gefahr aus.

Von dem Markt gelangten sie in das Innere der Stadt, wo sie mit jedem Schritt in neue Verwunderung gesetzt wurden. Die Straßen waren durchaus mit geschliffenen Marmor gepflastert, in dem sich die Gegenstände, wie in einem sanft fließenden Bach abspiegelten. Die gleichförmige Bauart der Häuser stellten dem Auge, ohne es durch ihre Einförmigkeit zu ermüden, die vollkommenste Symmetrie dar. Der große Platz befand sich in der Mitte dieser prächtigen Stadt, an dem die zwölf Straßen, welche zu den zwölf Thoren führten, sich endigten; zwölf andere theilten ihn der Länge nach.

Mitten auf dem großen Platz stand ein Gebäude, das sich allein von den übrigen durch seine Pracht ausnahm; es hatte die Gestalt eines Dreyecks; einer Ecke bediente sich der König zu seiner Wohnung und an den beyden übrigen befand sich die Aufschrift: Sitz des Vergnügens.

Zwölf Häuser um den Platz wurden von vorzüglichen Personen aus verschiedenen Classen, Künstlern, Soldaten, Kindern, die der Staat erziehen ließ, und ihren Aufsehern bewohnt. Hinter allen Häusern in der ganzen Stadt befanden

sich Terrassen, die über dieselbe hinaufreichten und auf denen Beete mit den schönsten Blumen besetzt angelegt waren: ausser diesen hatten die Bewohner noch besondere Gärten, worinn die Freundschaft die Bürger miteinander vergesellschaftete. Eine besonders sinnreiche Erfindung waren die durch die ganze Stadt angebrachte Bedeckungen, wodurch man nicht nur vor dem Regen, sondern auch gegen die Hitze der Sonne geschützt wurde. Damit aber die immerwährende Trockenheit nicht schädliche Folgen haben möchte; so wird der Marmor mit dem reinsten Wasser aus den an allen Orten, wo sich die Strassen durchkreuzen, befindlichen Springbrunnen befeuchtet.

Die Reisende konnten sich über so viele seltene Dinge nicht genug verwundern: indessen war die Nacht herangerückt, und die Ruhe herrschte in der ganzen Stadt; der Bürger genoß in seinem Eigenthum einen ruhigen Schlaf, oder ließ ihn doch wenigstens andere genießen. Die ermüdete Fremdlinge giengen ängstlich umher, und sahen sich nach einem Haus von dem geringsten Ansehn zu ihrem Aufenthalt um. Es waren alle gleich: sie klopften an dem ersten dem besten Pallast an, und sogleich öfnete sich die Pforte.

Sie kamen durch einige simpel und mit Geschmack meublirte Zimmer; endlich gelangten sie in eines, worinn sie einen Alten mit seiner Familie antrafen: Zufriedenheit und Tugend ruhte auf ihren Augen, und ein unbeschreibliches Lächlen der Glückseeligkeit auf ihren Lippen; bey dem Anblick der Reisenden stunden alle auf; man hielt sich für beglückt, ihre Bitte um Beherbergung zu gewähren; es werden erquickende Bäder und ausgesuchte aber simple Speisen zugerichtet. Das Gesicht dieser guten Leute öfnete sich freudig bey der Ankunft ihrer Gäste, und sie schienen ihnen ihre Fröhlichkeit mittheilen zu wollen; endlich nahm sie ein sanftes Bett auf, und Nika schlief ruhig, wenn man zu der Zeit schlafen kann, da man im Begriff ist, seine Geliebte einem Räuber zu entreissen.

Am folgenden Tage wurden die Fremde dem Könige vorgestellt. Welch ein König! kein des Glückes noch so würdiges Volk hat je einen solchen gehabt. Nika war schon vorbereitet, daß er ohne Zaghaftigkeit vor ihm erscheinen dürfte; aber war er deswegen vermögend, sich im Voraus einen Begriff von seinem Empfang zu machen. Kaum hatte er ihm seine Ehrerbietung bezeugt so fühlte er schon ein Verlangen, ihm sein

Anliegen zu entdecken. Sogleich flossen auch die trostvolle Worte aus dem ehrwürdigen Mund, Atre und Gara sollen aufgesucht werden. Dieser von der Gütigkeit ausgesprochene Befehl schien von der Leutseeligkeit selbst vollzogen zu werden. Diese Gesinnung herrschte allgemein unter dem Volk und am Hof dachte man wohlthätig.

Atre erschien: der Fürst sieht und verachtet ihn. „Ich befehle dir, so redete er ihn an, dich auf das schleunigste von hier wegzubegeben: ein Schiff soll dich dahin bringen, wohin du verlangst; man wird es mit den nöthigen Lebensmitteln versehen; du bist ein Mensch und ein Fremdling; ich bin dir Unterstützung schuldig, aber diejenige, denen deine Gegenwart unerträglich seyn würde, verlangen deine Entfernung. Geh!“

Der Zauberer ganz ausser sich, erwiederte nichts; nahm seinen Weg über die Brücke zu dem Schiff, und das Ufer ertönte von dem Lob des Monarchen. Nika und Gara lagen zu seinen Füssen und umschlungen sie mit ihren Armen.

Atre konnte diesen Auftritt, den er von ferne gesehen, nicht ertragen; da er kein anderes Schiff, das ihn verfolgen konnte, gewahr wurde;

de; so erhob er seine Stimme, überhäufte den König und das Volk mit Beschimpfungen, weissagte ihnen alles mögliche Unglück, und nachdem er eines nach dem andern hergezählt hatte, setzte er noch, um es recht fürchterlich vorzustellen, hinzu, der König würde ermordet, und die Insel von Zauberern beherrscht werden. Als er so mit Heftigkeit sprach, wurde er wankend, diese Bewegung trieb das Schif fort, er verlohr das Gleichgewicht, fiel ins Meer, sank unter und kam nicht mehr zum Vorschein. Der Fürst, von Mitleiden gerührt, schickte einige Taucher zu seiner Rettung nach, aber vergeblich, und zwey Stunden darnach sahe man zwey ungeheure Fische sich um die zerfleischte Reste ihrer Beute streiten.

Der große Karea ließ seine Rührung über den Untergang eines Menschen blicken; aber die Erinnerung an das geschützte Paar gab ihm seine gewöhnliche Ruhe wieder; er nahm beyde mit sich in seinen Pallast und speißte mit ihnen zu Mittag.

Nika und Gara erstaunten über die Zierde, Niedlichkeit und Pracht, die, ohne jedoch in Verschwendung auszuarten, bey diesem Gastmahl herrschten; sie wußten nicht, was sie von einem solchen Manne denken sollten: den König

ver-

vergnügte hinwiederum die Zufriedenheit des Illinois und seiner Gefährtin, und wie diese Empfindung das Herz gern zur Ergießung hinreißt, und den Wunsch erregt, daß es sich eben so auch bey andern eröfne; so bat er den Nika nach der Abendmahlzeit ihm seine ganze Geschichte zu erzehlen. Nika der sich nach so vielen ausgestandenen Widerwärtigkeiten wieder bey seiner Geliebten befand, würde ohne Zweifel lieber mit ihr, als von ihr gesprochen haben; aber die Macht, die er dem König freywillig über sein Herz eingeräumt, ließ nicht zu, ihm dieses abzuschlagen. Als er mit seiner Erzählung zum Ende gekommen, umarmte der König die beyden Geliebten; und da er sahe, wie sehr sie der Ruhe bedürften, ließ er sie allein in einem der schönsten Zimmer des Pallastes, wohin er sie selbst begleitet hatte.

Gehabt euch wohl, zärtlich Geliebte: ihr seyd vereinigt, ihr werdet glücklich seyn; rechtmäßig erlangtes Glück ist allezeit das angenehmste; die Liebe breitet über euch ihre Flügel aus, und läßt tausendfaches Vergnügen von ihnen auf euch herabfallen. Das Geheimniß winkt der Schamhaftigkeit und zieht den Vorhang zu.

Gleich nach dem Erwachen dieser beyden Gatten ließ sich eine wonnigliche und himmlische Musik hören, deren Wohlklang sich, wie der Geruch der Blumen, durch den ganzen Pallast verbreitete. Nachdem ihnen der König auf diese Art seinen Besuch angedeutet hatte, so trat er in ihr Zimmer: Nika wollte sich ihm zu Füßen werfen; der Fürst schloß ihn in seine Arme: Ach mein König, sagte Nika, sie ist mein und war immer mein. Karea lächelte und umarmte ihn: er umarmte auch Sara, diese sagte, während sie ihn mit Zärtlichkeit an sich drückte: Wir sind sehr glücklich: und erröthete dabey nicht.

Der Fürst von Tonihata empfahl die schöne Iroquoisin einsweilen dem Frauenzimmer, und indem er den Nika bey der Hand nahm, sagte er zu ihm: ich habe auf heute meinem Volk ein Fest versprochen: es wird dieses das schönste seyn, das ich ihm noch gegeben habe; auch das nützlichste und edelste, das ein König seinem Volk geben kann; Nika wird eine seiner schönsten Zierden seyn, aber du kannst nicht recht Antheil daran nehmen, wenn ich dir nicht sage, wer ich bin, und wie dieses Reich entstanden ist: ich muß für jetzt die Absicht dieses Festes vor dir verbergen, weil sie niemand weiß; aber geh mit mir, wir wollen

bis zum Mittagessen spazieren gehen. Nika küßte ihm ehrerbietig die Hand und folgte ihm nach.

Wie sie aus dem Pallast herausgekommen waren, sprach er zu dem jungen Mann, du siehst, daß es in meinem Reich überall heiter aussieht: diese beyde Säle, die mit meinem Pallast ein Dreyeck ausmachen, sind zu meinen größten Vergnügungen bestimmt; auf den Abend werden wir sie zu sehen bekommen. Um den Platz herum siehst du zwölf Wohnungen. Die erste gehört für große Männer; darunter rechne ich diejenige, die sich durch tiefes Nachdenken und Betrachtung der Natur, die von einer richtigen Erkenntniß der Tugend geleitet, durch ein von der Pflicht nie abweichendes Herz sich die Vorzüge einer von den Strahlen der Vernunft aufgeklärten Erfahrung erworben haben; diese sind meine Rathgeber; sie befrage ich in Regierungssachen über ihre Meynung; stimmen sie darinn nicht mit einander überein; so wird derjenige nicht stolz, dessen Meynung den Vorzug erhält, und der andere nicht eifersüchtig, weil keiner seiner Meynung, sondern dem Volk ergeben ist.

Neben an wohnen diejenige, deren viel umfassende, oder blühende, oder hohe oder schwel-

geriſche

gerische Einbildungskraft die Natur malt, indem sie sie bald nachahmt, bald verschönert; diejenige, welche der Sprache eine grössere Fülle, mehr Wohlklang, Pracht oder Anmuth verschafft haben. Diese sind von den ersten nur durch die Mauren getrennt: ihre Talente sind auch wenig von einander verschieden uud beyde gewinnen durch ihre Verbindung. Diese Künste gleichen in ihrer Verbindung einer Mutter, die ihr Kind auf dem Arme trägt, während dieses sie liebkoset.

Auf diese folgen in den andern beyden Wohnungen diejenige, welche das ihrige zur Verschönerung des Staats beytragen: die einen ahmen die stumme Natur in ihren Farben, die andern in ihren Umrissen nach; die Maler und Bildhauerkunst bieten einander die Hand, hinter ihnen befindet sich die Kupferstecherkunst, und setzt ihren Häuptern die Krone der Unsterblichkeit auf.

Der Dichtkunst gegen über wohnt die Musik, eine trefliche Kunst, die uns der Himmel als ein Gegenmittel wider Sorgen und Gram geschenkt hat: sie ist eine Schwester der Poesie, der sie ihre Reize leihet; sie gleichet ihr auch noch dann, wenn sie sich ihrer Beyhülfe nicht bedient.

Alle angenehme und nützliche Künste haben ebenfalls ihre besondere Wohnungen. Die Gebäude die du hier siehst, haben eine eigene Bestimmung; sie dienen denen Kindern, welche der Staat unterhält, zum Aufenthalt.

Als ich demselben seine Einrichtung gab; hielt ich es nicht für erlaubt, den Herzen Gewalt anzuthun: die Ehe ist hier der eigenen Willkühr überlassen; das weibliche Geschlecht besitzt die Güter; davon ernähren sie ihre Kinder, die sie mit demjenigen Mann, der ihnen Gefallen, erzeugt haben, bis auf die Zeit, da sich der Staat damit abgehen kann. Ich habe die Liebe nicht mit schweren Fesseln gebunden. Die Mannsperson, welche diejenige gefunden, die ihm gefällt, wendet alles an, um ihr wieder zu gefallen; gefällt er, so dauert ihre Verbindung so lang, als ihre Zuneigung: hieraus folgt, daß derjenige Theil, der am meisten liebt, alles ersinnliche thut, um dadurch das Herz, das weniger liebt, zu fesseln: daß die Weiber nicht ungetreu sind, weil die Leichtigkeit mit der sie eine beschwerliche Verbindung auflösen können, ihnen die Lust benimmt, zwey auf einmal zu knüpfen.

Die Weiber bekommen ihren Unterhalt von ihren Gütern, die ihre Liebhaber anbauen. Haben die Kinder das fünfte Jahr erreicht; so gehören sie dem Staat. Es werden nicht alle auf einerley Art erzogen: sondern jedes erhält unter der Leitung weiser und kluger Männer diejenige Erziehung, welche seinen Neigungen am angemessensten ist: sie ist streng ohne marternd, ernsthaft ohne mürrisch zu seyn: man gestattet ihnen Ergötzlichkeiten, ohne jedoch damit allzufreygebig zu seyn, damit sie es immer bleiben.

Der Staat bestreitet zum Theil die Ausgaben von seinen eigenen Gütern; das übrige ersetzen freywillige Gaben und in diesen bestehet mein größter Reichthum: Gesetze braucht mein Volk nur wenige, denn es ist glücklich und das Glück wirkt keine Verbrechen, ihre Streitigkeiten werden durch Schiedsrichter entschieden; sie sind auch selten und von geringer Bedeutung, weil die Güter gleich vertheilt sind. Ein jeder treibt eine gewisse Kunst; sucht aber keinen andern Vortheil daraus zu ziehen, als die Ehre und das Vergnügen, der Gesellschaft nützlich zu seyn: man weis, was ein Mensch unter solchen Umständen in einem Tag verfertigen kann, und das vollendet er auch.

Dies Nika ist ein kurzer Begriff von meinem Reich; kaum ist es entstanden, so befindet es sich schon in einem blühenden Zustande, weil ich mit meinem Volk und dieses mit mir zufrieden ist. Vielleicht verwunderst Du dich über dies Volk, das du hast kennen lernen und das du vielleicht für barbarisch gehalten, und wahrscheinlich wunderst du dich noch mehr über dessen Fürsten; lern also aus einer kurzen Erzählung die Quellen kennen, aus denen ich meine Kenntnisse und meinen Geschmack geschöpft habe.

Die Erzählung ist wichtig, aber zu lang, um sie hier zu wiederhohlen. Karea führte mit Franzosen, die in allen Kenntnissen geübt waren, Krieg; die Bekanntschaft und der Umgang mit diesen, hoben seine Seele empor und bildeten seinen Geist; das übrige that die Natur. Ein Fürst, für den er stritt, schenkte ihm zur Belohnung seiner geleisteten Dienste, die Insel, die er jetzt beherrscht; sein Genie und Muth haben darauf ein Reich errichtet. Auf diese lange Unterredung folgte das Mittagsmahl; und nachdem dieses geendiget war, so nahm das Fest seinen Anfang, welches mit einem Schauspiel beschlossen wurde. Vielleicht ist jemand begierig, eine Iroquoisische Comödie kennen zu lernen. Wir setzen also noch ein Stück daraus her:

Ein

Ein Zauberer wollte den ersten Minister und Befehlshaber der Armeen des Königs vom Hof entfernen; Akanta, ein schmeichlender und schlauer Hofmann, widersetzt sich ihm:

Der Zauberer.

Und ich sage dir, er muß fort; dies ist ein gefährlicher Mensch für uns, er sagt die Wahrheit; er bringt das Geschrey der Elenden und Unterdrückten vor den Thron: er unterstützt das Volk, dieses betet ihn an; der Mann verdient den Galgen. Seine Schwester Ohara, ist noch gefährlicher: sie besitzt Verstand, Muth und Tugend; ein solches Weib taugt nicht an Hof.

Akanta.

Was wird das Kriegsvolk sagen, das seinen Befehlshaber anbetet?

Der Zauberer.

Geschenke werden es zum Schweigen bringen.

Akanta.

Aber der Pöbel —

Der Zauberer.

Der Pöbel. — Wir lassen die Götter reden. „Diese Nation ist mit den Huronen in einem Krieg begriffen; der feindliche Heerführer dringt

durch einen Ueberfall ein. Er erscheint mit einem großen Gefolge auf dem Theater als Sieger; er hieß Missallak.

Missallak.

Streckt das Gewehr; hier gehört alles mein. Die Eroberung ist was werth. Legt mir alle diese Kerle in Fesseln; Morgen sollen sie uns zum Schmaus dienen. Die Weibsleute sondert ab; diese Beute behalte ich für mich. (Indem er den Zauberer und den Hofmann betrachtet.) Was Teufels; ich glaube, der bedeutet hier etwas — (zum Zauberer) He! wer bist du?

Der Zauberer.

Ich bin der oberste Zauberer in der Horde und ich befehle dir im Namen des Otkon.

Missallak.

Schweig, Herr Zauberer. Am Bratspieß der erste: doch weis ich kaum, ob er gut zum Braten ist; diese Schufte sind äußerst zähe. (Zum Hofmann.) Und wer bist du?

Akanta.

Ich bin ihr unterthänigster Sklave, und ich ziehe die Fesseln, die mir ihre großmüthige Hand anlegt, selbst dem Thron vor.

Missallak (vor sich).

Man könnte glauben, daß wir uns beyde einander verachten! denn er schmeichelt und ich hör' ihn an — (Laut.) Werft ihn in den Kessel. (Man bringt den Heerführer her.) Wer bist du?

Der Heerführer.

Ich bin gefesselt; ich bin nicht mehr, als deines gleichen; befände ich mich in Freyheit, so wäre ich dein Herr.

Missallak.

Höre: ich brauche für einen Theil meiner Leute einen Anführer von der grösten Herzhaftigkeit; allem Ansehen nach bist du derjenige, den ich suche; nimm mein Anerbieten an.

Der Heerführer.

Ich wäre dessen nicht würdig, wenn ich es annähme. Gehöre ich nicht meinem König?

Missallak.

Weil wir eben vom König reden; man sagt, es gebe hier einen. Wo ist er? Etwa der hier unten, der weint? — Er weint, weil er nicht mehr König ist; er soll Reitknecht bey mir werden. Es ist einerley, König oder Sklav, fressen oder gefressen werden; heute an dir, morgen an mir: geht es nicht so im menschlichen Leben?

Das Fest, das der König seinem Volk geben wollte und wovon er mit Nika gesprochen, dauerte am andern Tag fort. — Keine Lustbarkeit, kein Merkmal der Aufmerksamkeit, wodurch sich ein König seinem Volke mittheilen kann, gieng bey diesem glänzenden Feste ab; aber der Schluß war traurig. Karea hatte beschlossen, es mit seiner Abdankung zu endigen. Den Geist erschütterte alles dasjenige, was er vorbrachte, um die Freyheit zu erhalten, sich mit seinen Unterthanen in Gleichheit zu setzen; das Herz wird durch den Widerstand, den es erfahren, erweicht, und Thränen begleiten die sanftesten Reden, die jemals ausgesprochen worden. Karea sahe sich genöthiget, eine Zeit lang nachzugeben; er hatte aber an Nika einen großen tugendhaften Mann entdeckt; er verlangt ihn zu seinem Gehülfen und bald darauf erhielt er auch die Einwilligung, ihn auf den Thron zu setzen, und sein erster Unterthan zu seyn.

Innhalt.

Innhalt
des vierzehnten Bandes.

I. Ritter-Romane.

Ritter Löwennel; eine Episode aus dem alten Ritter-Roman des Perceforest. Seite 7.

II. Volks-Romane.

Historie von der schönen Magalone, und Petern mit dem silbernen Schlüssel. 75.

III. Deutsche Romane.

Vacat.

IV. Romane der Ausländer.

Der kleine Kandide 97.

V. Episoden und kleine Geschichten.

Bettina und Nano. Eine Volksgeschichte: von einer englischen Dame. 207.

Die Canadier. 253.

S.
Bibliothek

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reichard, Heinrich August Ottokar, 1751-1828

Bibliothek der Romane

Bd.: 14.

Riga 1787

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 179 -14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11277807-1
VD18 8000525X-001